

DEUTSCHE RUNDSCHAU

10. JAHRGANG
JULI 1934



HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

INZELHEFT 1.50 RM

PRO JAHR 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

HERMANN RÖCHLING	Deutsche Wirtschaftsaufgaben	1
EUGEN DIESEL	Die unvernünftige Wirtschaft	5
RICHARD WOLDT	Der deutsche Industriearbeiter	9
HERMANN AUBIN	Der wirtschaftliche Aufbau des ostelbischen Kolonisations- werkes im Mittelalter	14
HANS PFLUG	Deutschland im Spiegel eines Flußlaufs	23
H. WOLFGANG SEIDEL	Nestwurz I	30
*	Lebendige Vergangenheit	40
PAUL FECHTER	Das besondere Jahrhundert	42
WOLFGANG GOETZ	Ricarda Huch	47
INGE STRÄMM	Mein Vater August Stramm	49
KARL A. SCHMIDT	Hendrik Wittboois letzter Auffand und Tod II (Schluß) .	52
LITERARISCHE RUNDSCHAU		
D. R.	Politisches Schrifttum	57
D. R.	Bücherchau in Kürze	59
POLITISCHE RUNDSCHAU		62

*

DEUTSCHE RUNDSCHAU

Im Jahre 1874 gegründet, erscheint monatl. einmal am Monatsanfang
 Einzelpreis 1.50 RM / Jahresabonnementspreis 15 RM
 zuzüglich ortsübl. Zustellungsgebühr bzw. Postüberweisungskosten
 Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die
 Schriftleitung, Berlin W 30, Mackensenstraße 11, erbeten. Für unverlangte Manuskripte
 ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen

Verlag: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C1, Täubchenweg 17. Fernsprecher: Nr. 71246.
 Drahtanschr.: Lexikon Leipzig. Postcheckkonto: Leipzig 53823. Postsparkassenamt Wien 156086

Deutsche Wirtschaftsaufgaben

Die Aufgaben unserer deutschen Volkswirtschaft werden bestimmt einmal durch die staunenswerten Erfolge der Reichsregierung, die das fertiggebracht hat, was kaum jemand in der kurzen Zeit seit Übernahme der Macht durch Adolf Hitler für möglich gehalten hat: die Zahl der Arbeitslosen um beinahe vier Millionen Menschen zu vermindern. Dann aber auch dadurch, daß auf dem Weltmarkt eine starke Einschrumpfung des Geschäftes im ganzen erfolgt ist und die Bezieher industrieller Waren sich denjenigen Ländern zugewandt haben, die in der Hauptsache infolge der Währungsverschlechterung in der Lage sind, billiger zu liefern als das Deutsche Reich. Die Vermehrung der in Arbeit stehenden deutschen Volksgenossen um mehr als vier Millionen Menschen hat eine Verstärkung des industriellen Rohstoffbedarfs und zum andern eine wesentliche Vermehrung des Bedarfs an Nahrungs- und Genußmitteln zur Folge. Der hierdurch bedingten Erhöhung der Einfuhr konnte die Steigerung unserer Ausfuhr an industriellen Erzeugnissen nicht so rasch folgen. Es kommt also entscheidend darauf an, nicht nur auf dem Gebiete der Ernährung durch heimische Erzeugung diejenigen Lieferanten auszuschalten, die nicht im Austausch unsere industriellen Erzeugnisse beziehen, sondern auch nach Möglichkeit mit unseren eigenen Rohstoffen den heimischen Bedarf zu decken.

I.

Auf dem Gebiete der Ernährung besteht auf längere Sicht die Möglichkeit, die in großer Menge eingeführten fett- und eiweißhaltigen Grundstoffe zunächst durch die süße Lupine eigener Erzeugung, in einigen Jahren auch durch die ölhaltige Lupine zu ersetzen. In erster Linie gilt es, die Sojabohne zu verdrängen, die wir aus der von uns praktisch so gut wie nichts beziehenden Mandschurei einführen. Die Züchtung der süßen Lupine ist nicht nur abgeschlossen, sondern es sind dieses Jahr bereits große Flächen dürrtigen Sandbodens damit bestellt. Auch die Züchtung der ölhaltigen Lupine ist schon ziemlich weit fortgeschritten; jedoch wird es noch eine gewisse Zeit dauern, ehe ihr Anbau in Deutschland sich in unserer Außenhandelsbilanz auswirken kann. Wir beziehen für etwa vierhundert Millionen Reichsmark diese Ölfrüchte und -grundstoffe zur Margarineerzeugung und zur Viehfütterung heute noch. Nach Durchführung der züchterischen Arbeiten werden verhältnismäßig große Ackerbauflächen, die heute mit Getreide bestellt sind, auf diese Öl- und Eiweißfrüchte umgestellt werden können; und wenn bis dahin die Vermehrung unserer landwirtschaftlichen Erzeugung durch die mit Hilfe des Arbeitsdienstes großzügig durchgeführten Meliorationen erzielt worden ist, so wird auch dann noch keine wesentliche Erhöhung der Getreideeinfuhr erforderlich sein. Bis dahin muß aber der deutsche Getreidebezug nach den Lieferländern umgeleitet werden, die uns unsere Industrieerzeugnisse abnehmen. Das sind hauptsächlich die Getreideländer des europäischen Ostens und Südostens, die unter einer schweren Absatzkrise in diesen Erzeugnissen leiden und daher keine Industrieerzeugnisse kaufen können. Der Austausch zwischen industriellen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen wird für uns nicht allzuschwer zu bewerkstelligen sein.

II.

Die zunehmende Motorisierung Deutschlands hat im vergangenen Jahre noch keine wesentliche Vermehrung der flüssigen Brennstoffeinfuhr herbeigeführt. Einmal deshalb, weil die kleinen Automobile einen wesentlich geringeren Brennstoffbedarf haben als die veralteten Wagen, die bisher im Gebrauch gewesen sind, dann aber auch dadurch, daß die vielen im Gebrauch befindlichen und mehr und mehr in Gebrauch genommenen Diesel-Lastwagen viel weniger Betriebsstoff verbrauchen als die mit Benzin oder Benzol betriebenen Wagen. Außerdem hat sich die Spritbeimischung bei den an den Tankstellen überall abgegebenen Brennstoffen fast restlos durchgesetzt, da die Klopffestigkeit dieser Treibstoffe in vielen Fällen einen wesentlich störungsfreieren Betrieb gewährleistet.

Für die eigene Erzeugung an Benzin und Schmierölen stehen zwei Quellen zur Verfügung. Zunächst die in großem Maßstabe von dem Leunawerk vorgenommene Hydrierung fester und schwerflüssiger Brennstoffe deutscher Erzeugung und ferner die zunehmende eigene Erdölgewinnung aus dem hannoverschen Erdölgebiet. Daß die Ölgewinnung durch Hydrierung unbeschränkt steigerungsfähig ist, ist unbestritten. Schwierigkeiten bereiten nur die hohen Anlagekosten und die nicht beliebig abzukürzende Bauzeit. Wieweit unsere eigene Erdölgewinnung steigerungsfähig ist, ist unter den Fachleuten strittig. Aber auch darüber wird man in absehbarer Zeit durch recht großzügige im Gang befindliche Bohrausschlüsse eine gewisse Klarheit gewinnen.

Die große Aufgabe, die die Motorisierung unserer Volkswirtschaft den Ingenieuren und Chemikern gestellt hat, ist nach der Seite der Rohstoffe zwar gelöst. Aber mit dieser Lösung können wir eigentlich nicht zufrieden sein, denn sie ist nicht die naturgegebene. Unsere Chemie hat einen Triumph der Wissenschaft durch die Herstellung des Benzins und Öls sowohl aus der Kohle wie aus den daraus abgeleiteten Destillationsprodukten erzielt. Die faszinierende Erfindung Rudolf Diesels, eines der größten Ingenieure Deutschlands, hat ihren Siegeszug über die ganze Welt vollendet. Sie hält heute die deutschen Wirtschaftsingenieure so in ihrem Bann, daß sie die Kohle, den Grundstoff, den wir allein in unbeschränkter Menge und auf unbegrenzte Zeitdauer zur Verfügung haben, auch da durch den Diesel-Trieb ersetzen, wo keine zwingende Notwendigkeit dazu vorliegt. Die Eisenbahn hat neuerdings eine ganze Anzahl Diesel-Lokomotiven und Diesel-Triebwagen eingestellt in der Hoffnung, dadurch den Rangierbetrieb und den Verkehr auf unrentablen Nebenstrecken wesentlich billiger zu gestalten – eine zweifellos vordringliche Aufgabe. Aber sie wendet sich damit ganz unnötigerweise von der Kohle ab. Es soll nicht bestritten werden, daß die Kohlenbergleute nicht unschuldig an dieser Entwicklung sind. Dasselbe gilt für unsere Lokomotivbauer. Die Schuld der Kohlenbergleute liegt darin, daß der Qualitätsgedanke hinsichtlich der Verbesserung der Aufbereitung unserer Kohle nicht genügend gepflegt worden ist – ja, daß die Kohlsyndikate den grundlegenden Fehler begangen haben und noch begehen, ihre Mitglieder für Verbesserung der Kohlenqualität eher zu bestrafen als zu fördern. Es ist an sich keine Kunst, Steinkohle mit drei bis vier Prozent Asche, ja noch weniger, auf den Markt zu bringen, wenn man eine Verwendung für die anfallenden Mittelprodukte mit dreißig bis vierzig Prozent Asche schafft und syndikatmäßig die Erzeugung dieser hochwertigen Produkte durch Absakerleichterung oder bessere Preise fördert. Diese sehr aschearmen Kohlen haben nicht nur sehr viel bessere Brenneigenschaften, sie geben auch einen viel höherwertigen Koks für alle metallurgischen Prozesse, aber auch für den Hausbrand. Es muß als Unfug,

bezeichnet werden, daß es heute bereits Ölfeuerungen für Zentralheizungen gibt in einem Lande, das sich das Öl nur auf komplizierten Wegen beschaffen kann!

Die Motorisierung Deutschlands auf den Landstraßen, aber auch auf dem Acker schreitet dauernd fort. Bisher ist es nur der Explosionsmotor und nicht einmal ein Allesfresser, der das Feld beherrscht. Denn auch der Dieselmotor kann heute noch nicht mit Steinkohlen-Teeröl auf die Dauer störungsfrei betrieben werden. Die Rückkehr zum Dampfantrieb ist für unser Land die naturgemäße Lösung. Die Kesselbauer sind heute in der Lage, Kessel für die größten Leistungen bei sehr geringen Gewichten herzustellen, ja mit so niedrigen Gewichten, daß auch in Deutschland der Autobus und Lastwagen, aber auch der Personenwagen mit Dampfbetrieb gebaut werden. Hier aber finden wir den gleichen Fehler, daß auch diese Verkehrsmittel wieder mit Öl getrieben werden. Freilich kann man hier wenigstens mit Teeröl, auch mit Steinkohlen-Teeröl, also heimischem Brennstoff, arbeiten. Wenn nun die Steinkohlengruben, die Kesselbauer und die Automobilherzeuger Hand in Hand arbeiteten, eine Zusammenarbeit, die bis jetzt leider nicht besteht, so würde es sicher keine Schwierigkeiten machen, sorgfältig aufbereiteten Kohlenstaub zu verwenden, der nicht durch allzugroße Schlackenmenge Unbequemlichkeiten macht und dessen Verbrennung auf kürzestem Wege in vorgewärmter Luft rußfrei sich auch den stark wechselnden Belastungen anpassen ließe. Als Übergangslösung könnte auch hier die Methode angewandt werden, wie sie die englische Kriegsmarine mit ihrer Mischung von Teeröl und Kohlenstaub erprobt hat.

Die großen Leistungen unserer Industrie sind fast immer solche einzelner Disziplinen, bei denen unbekümmert um benachbarte Industrien deren Erzeugnisse als gegeben und für den Betreffenden unabänderlich angesehen werden. Es fehlt fast immer an den Querverbindungen zwischen den verschiedenen in sich geschlossenen Arbeitskreisen. Unser Spezialistentum ist oft genug unsere Stärke, aber auch unsere Schwäche. Als Karl Bosch mit Haber zusammen sich an die Herstellung synthetischer Stickstoffe unter Anwendung hoher Drücke machte, konnte er dies nur, indem er sich die mechanische Industrie mit ihrer Beherrschung der großen Kräfte und die Stahlindustrie hinsichtlich der Schaffung warmfester Stähle dienstbar machte. Die gleiche Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Fahrzeugbaues ist erforderlich zwischen dem Fahrzeugerbauer, dem modernen Kesselschmied und dem Kohlenherzeuger. Auf diese Weise dürfte die Aufgabe der Motorisierung Deutschlands zum mindesten für alle größeren und mittleren Fahrzeuge leichter lösbar sein, als wenn man mittels der komplizierten Herstellung von flüssigen, in Explosionsmaschinen störungsfrei verwendbaren Brennstoffen zum Ziele kommen will. Aschenarme Rohle, kurze und leichte regulierbare Verbrennung, leichte Kessel, Kondensation des Dampfes auf kleinem Raum, sind die Aufgaben. Unserem hochgebildeten Ingenieurstande muß in kurzer Frist die Lösung dieser Aufgaben gelingen.

III.

Die schwierige Aufgabe, uns in unserer Bekleidung weitestgehend vom Auslande unabhängig zu machen, ist durch die Ausnutzung unserer leistungsfähigen Kunstseidefabrikation, aber auch durch bessere Verwertung der Wollabfälle für den inländischen Bedarf der Lösung näherzubringen. Vollwertige exportfähige Erzeugnisse durch Ersatz der Baumwolle und der Wolle im Inlande durch andere Stoffe zu schaffen, wird nicht leicht sein. Hier bleibt nur das entscheidende Mittel der Verbilligung unserer Ausfuhrwaren durch alle mögliche

Ausfuhrförderung, das wir ja sowieso anwenden müssen, wenn wir auf den Auslandsmärkten mit dem durch Währungsverschlechterung begünstigten Ländern wie den Vereinigten Staaten, England und Schweden und den außerdem durch niedrige Lebenshaltung begünstigten Ländern wie Japan konkurrieren wollen. Es wird oft behauptet, daß der Judenboykott uns ungeheuren Schaden in unserer Ausfuhr zugefügt habe. Diese Übertreibung wird man dahin richtigstellen müssen, daß vielmehr unsere zu hohen Inlandpreise die Abwanderung auf billigere Erzeugungsgebiete, deren Produkte durchaus nicht immer unseren Erzeugnissen an Güte nachstehen, verursacht haben. Neben der Exportförderung durch das Reich bleibt also unsere Aufgabe die Steigerung der Güte bei niedrigstem Preise. Diese zu erreichen, ist nicht einfach. Durch Senkung der Lebenshaltung unserer Volksmassen kann es nicht geschehen. Aber die starke Verbilligung, die letztlich durch die Steigerung der Erzeugung unserer gesamten Volkswirtschaft entsteht, sollte zur Herabsetzung zum mindesten der Exportpreise und damit zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit unserer gesamten Industrie auf den Auslandsmärkten benutzt werden. Das Ausland, das sich an unsere Waren gewöhnt hat, nimmt diese auch heute noch gern, wenn sie billig genug sind. Die Gefahr, daß mancher Werksleiter wegen der gut bezahlten Inlandsaufträge die Auslandskundschaft weniger umwirbt, ist nicht von der Hand zu weisen. Die Entschuldigung mit dem Judenboykott gilt nur in begrenztem Maße, heute jedenfalls weniger als vor einem halben Jahre.

IV.

Schließlich sei noch auf ein Kapitel hingewiesen, auf dem vielleicht noch manches zu tun ist. Es ist die Exportförderung durch billige Eisenbahnfrachten. Wie in anderen Ländern ist für die Massengüter auch im Deutschen Reich manches geschehen. Aber es scheint mir (wenn ich mich irren sollte, so wäre mir dies nur lieb), daß die Ausfuhrfrachten für Stückgüter, die doch den größten Teil unserer hochwertigen Ausfuhr Güter darstellen, nicht genügend oder überhaupt nicht gesenkt sind. Vielleicht ist die Eisenbahn bei der Umstellung ihres Stückgüterverkehrs auf Lastwagen, die nur zu begrüßen ist, in der Lage, hier nicht nur wesentlich beschleunigend, sondern auch verbilligend einzugreifen; denn die Einhaltung kurzer Liefertermine ist für viele Geschäfte ebenso wichtig wie die Herabsetzung des Preises. Der jetzige Zustand der Weltwirtschaft macht kurzfristige Dispositionen immer mehr zur Regel. Die deutsche Industrie steht im allgemeinen im Rufe, kurzfristig und pünktlich zu liefern. Wichtig ist, daß alles, was zur Aufrechterhaltung schneller Lieferung geschehen kann, unter Umständen sogar eine gewisse Verteuerung des Erzeugnisses aufwiegt.

*

Ich habe versucht, einige Ausschnitte aus der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands und den sich daraus ergebenden Notwendigkeiten aufzuzeigen; auf Vollständigkeit machen diese Darlegungen keinen Anspruch. Sie sollen nur zeigen, was notwendig ist, und den Leser zum Nachdenken veranlassen. Bei der Vielgestaltigkeit unseres kulturellen Lebens und der Mannigfaltigkeit der im deutschen Volke liegenden Kräfte und seiner Begabung, hege ich keinen Zweifel, daß die Aufgabe, unsere Außenhandelsbilanz in Ordnung zu halten, auch heute lösbar ist, wenn nur alle Beteiligten sie begreifen und nach den Notwendigkeiten handeln.

Die unvernünftige Wirtschaft

Wirtschaftswirrnis

Trotz gewaltiger Anstrengungen bei der Erzeugung und Verteilung der Güter, trotz unbezweifelten Bedarfes und des Überflusses an vielen Waren, den die Technik jederzeit hervorzubringen vermag, will nirgends die Wirtschaft gedeihen. Unmut, Sorge und Not nagen am Herzen der Welt.

Manche Leute bezeichnen unsere Wirtschaftsnot als eine Einbildung oder seelische Erkrankung; denn Ernährung, Wohnung, Hygiene, Beleuchtung, Verkehr seien vollkommener und das äußere Bild glänzender als je. Aber auch in der Wirtschaft ist, wie auf allen übrigen Gebieten des Lebens, das Seelische vom Materiellen nun einmal nicht zu trennen, und wenn die moderne Wirtschaft schon das äußere Bild verbessert hat, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß sie in Unordnung ist und eine tiefe Verwirrung auf allen mit dem menschlichen Wirtschaften zusammenhängenden Gebieten herrscht. Dabei ist es keinem von uns gegeben, die Wirrnis der Ursachen und Wirkungen, Zusammenhänge und Strömungen jemals ganz zu klären. Solche Erkenntnis hindert uns nicht, uns immer wieder an den Kopf zu fassen und zu fragen: wie in aller Welt ist diese scheußliche Verwirrung zustande gekommen, dieses jeder Kontrolle offenbar entzogene Schwanken des Geldwertes und Geldsinnes, die Unmöglichkeit, die richtige Menge von Gütern zu erzeugen, sie auch nur halbwegs vernünftig zu verteilen und dem sie bedürfenden Verbraucher zuzuleiten?

Es gibt keine Wirtschaft an sich

Die Grundtatsache alles menschlichen Wirtschaftens ist denkbar einfach: man sammelt oder gewinnt oder erzeugt Güter. Was man nicht selbst verbraucht, sucht man gegen andere Güter, die man nicht hat, auszutauschen. Um diesen Tausch zu erleichtern, hat man das Geld als einen recht zweckmäßigen Träger des Tauschprozesses erfunden.

Dieser primitive Gedankengang umreißt den Kern alles Wirtschaftens. Darum nimmt das Denken so leicht Anstoß an der häßlichen und komplizierten Praxis, und in jenen so überaus einfachen Grundgedanken nisten die Utopien und flogen dann, flügge geworden, über die Tatsache hinweg, daß die Wirtschaft mit allen störenden Eigenschaften des Menschen, mit allen Zuständen und Ereignissen der Politik, der Kultur, der Gesellschaft zu tun hat. Die Utopisten legen dar, daß es gar nicht so schwierig sein müßte, einigermaßen vernünftig zu wirtschaften, jedem das Seine zu geben, ihn wohlhabend oder zufrieden zu machen. Solche an Einfachheit nicht zu überbietende Phantastereien stecken auch in jedem Parteiprogramm. Als bewußt einseitige Arbeitshypothesen und Propagandaideen sind sie zu verteidigen; aber sie richten unsägliches Unheil an, wenn sie im Massenbewußtsein wuchern und man es unternimmt, sie zu verwirklichen.

Hiermit stoßen wir an ein Grundübel, das auf allen menschlichen Gebieten herrscht. Auch Politik, Kriegführung, Staat, soziales Gefüge sind in ihrem Kern sehr einfache Erscheinungen, die durch einfache Schemata deutbar sind. Dies reizt die Gedanken zu Vernünfteleien an, zu Konstruktionen besserer Zustände, denen nur dies oder jenes entgegenstehe, das beseitigt werden müsse. Aber der Verwirklichung solcher Pläne oder der Vernünftigmachung des menschlichen Lebens steht eben dies und jenes entgegen und will sich nicht beseitigen lassen. Obendrein ist jedes der Gebiete in der Praxis schwierig, problematisch, verwickelt, nicht nur an sich und wegen der Beschaffenheit des Menschen, sondern vor allem auch deswegen, weil jedes Gebiet mit

dem anderen verschlungen ist und im Grunde alles nur ein Gesamtgebiet bildet. Die normalen Denker und Politiker sehen nur künstlich abgetrennte Gebiete, behandeln sie für sich und zudem ohne Einblick in das wirkliche Wesen der Menschen und der Gesellschaft. Ihre Gedankenkraft pflegt zu versagen, wenn sie mehrere Gebiete gleichzeitig in ihrem Zusammenhang überblicken sollen.

Die Wirtschaft ist weder von Haß, Neid, Lust an Intrigen, Faulheit, Habsucht, Grausamkeit und unendlicher Torheit zu trennen, noch von den Erscheinungen der Politik, der Gesellschaft, der Religion. Umgekehrt ist auch in der Politik oder Kunst und so fort ohne Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geräte, Waffen leider gar nichts zu unternehmen. Es geht darum nichts in der Welt vor, das nicht von einem mehr oder weniger gespenstischen Wirtschaftschatten begleitet wäre. Da der Utopist zu beglückenden oder einfachen Ergebnissen und Konstruktionen gelangen will, ist er gezwungen, sowohl die Natur des Menschen wie alle übrigen Lebensgebiete sehr vereinfacht zu sehen. So werden in der Utopia des Morus Staat, Moral, sozialer Aufbau vereinfacht, und es ergibt sich ein problemloseres wirtschaftliches Bild. Würde man nur eines der anderen Gebiete, zum Beispiel die Moral, mit ihrer ganzen tatsächlichen Beschaffenheit in die Konstruktion einsetzen, so verschwände augenblicklich das freundliche Wirtschaftsbild. In Wirklichkeit hängt sich jedes Gebiet in das andere ein und zieht es in seine eigenen Nöte und Niederungen herab.

Produktion und Verkehr mit Maschinen

Nach dem Obigen wird es nicht schwer sein, sehr viele einleuchtende Ursachen dafür ausfindig zu machen, daß seit je die Wirtschaft des Menschen mit zahllosen Mißbelligkeiten beschwert ist. In primitiven Zeiten waren die Mißbelligkeiten sehr unmittelbar wirksam (wilde Tiere, Angriffe, Überschwemmungen, Witterung); später traten gewisse Kämpfe und Nöte zurück, und andere kamen hinzu. Heute haben wir zwar immer Licht, Wasser, Post, Deiche gegen Überschwemmungen, Gas, Gefrierhäuser, die wilden Tiere haben wir ausgerottet und unsere Nachbarn fallen nicht ohne weiteres über unsere Scheunen und Viehherden her, aber die Technik hat wirtschaftliche und menschliche Verhältnisse geschaffen, die sich grundsätzlich von den Lagen früherer Zeiten unterscheiden und eine unglaubliche Menge neuer Mißbelligkeiten im Gefolge haben.

Bringen wir in aller Kürze einige Beispiele für die grundlegende Veränderung vieler Zusammenhänge in unserer Zeit: die Arbeitsmaschinen (Web- und Spinnmaschinen, automatischen Drehbänke, Bohr- und Schrämmaschinen, Fräsmaschinen, Pressen, Sehmächinen uff.) stellen sehr viele Güter schneller und geschickter her als die Hand, und sie bauen viele Rohstoffe schneller ab. Von diesen Maschinen kann man fast beliebig viele anfertigen und mit Hilfe der Kraftmaschinen überaus wirksam und, wenn es sein muß, Tag und Nacht in Tätigkeit halten. Solange Rohstoff zugeführt wird — und eine Steigerung der Rohstoffbeschaffung ist in vielen Fällen jederzeit möglich — kann unsere Industrie fast unbegrenzte Mengen von Gütern liefern. Die Technokraten haben eine große Zahl von verblüffenden Beispielen für diese Zusammenhänge geliefert.

Zu dieser fast beliebig steigerebaren Menge von Gütern tritt ein überaus leistungsfähiges Transport- und Verkehrswesen. In vielen Fällen sind die Transportspesen so gering geworden, daß auf vielen Plätzen der Erde sämtliche Industrieerzeugnisse der Völker miteinander in Wettbewerb zu treten vermögen. Somit stehen sehr zahlreiche Güterarten und beliebige Gütermengen der Möglichkeit nach überall zur Verfügung. An die Stelle des lokal gebundenen Verbrauchsgutes ist der Warenstrom getreten, eine zunehmende Verflüssigung und Allgegenwart der Güterbewegungen. Alle gleichgearteten Güter konkurrieren überall miteinander.

Das Geld der Maschinenwirtschaft

Solche überaus beweglichen und vielseitigen, in tausenderlei schwankenden Abhängigkeiten befindlichen Zustände der Produktion und des Transportes lassen es wünschenswert erscheinen, über ein besonders stabiles Geldwesen zu verfügen. Die Verflüssigung des Güterverkehrs und die Warenvermehrung haben den Handel mit sämtlichen Erzeugnissen in viel mehr Zusammenhänge und Situationen politischer oder sozialer oder psychologischer Art gebracht, er hat es immer mit den unberechenbaren Einflüssen der ganzen Welt zu tun. Wenn unter solchen Verhältnissen das Geld nicht besonders zuverlässig ist, dann wird fast jede Kalkulation der Erzeugung wie die gediegene und nuzbringende Verrechnung des Handels zwischen verschiedenen Ländern maßlos erschwert. Mit anderen Worten: Weltindustrie und Welthandel setzen im Grunde eine dauerhafte und solide Weltvaluta voraus, wenn nicht alles drunter und drüber gehen soll. Aber wir erleben das gerade Gegenteil: auch das Geldwesen ist auf kaum zu überbietende Weise abstrakt, flüchtig und unsicher geworden. Überall wird das Geld seines ursprünglich soliden Charakters (Geld = Gold) beraubt, es wird in Abhängigkeit gebracht von nationalwirtschaftlichen Zuständen und Erwägungen, wird gleitend, nebelhaft, pure Ziffer, „funktional“. Darauf beruht ja die Tragik: um den oben gekennzeichneten universalen Güterverkehr regeln zu können, mußte ein solches flüssiges und überaus elastisches Geldwesen geschaffen werden. Das handfeste Geldwesen früherer Zeiten konnte nicht mehr genügen. Ein solches vergeistigtes Geldsystem aber muß notgedrungen auch die Schwierigkeiten, Gefahren und Unsicherheiten des ganzen Wirtschaftsgebäudes steigern, solange es keine feste Weltvaluta oder keinen allgemein anerkannten Wertmesser gibt. Die Lage ist also die, daß ein leicht bewegliches, allseitig konkurrierendes Produktionssystem mit einem sehr unstabilen Verrechnungssystem zusammengerät und innerhalb des Verrechnungssystems nicht nur der solide Wertmesser fehlt, sondern auch die Valuten als solche unsicher und unberechenbar geworden sind.

Die Wirtschaft wird irrational

Die Aufgabe, im internationalen Handel die Menge der überall sich anbietenden Güter mit unzuverlässigem Geld verrechnen zu müssen, hat sich bereits als verzweifelt schwierig herausgestellt. Die Nöte vermehren sich stark durch die politischen und sozialen Vorgänge in der ganzen Welt. Die Nationen sind außer Rand und Band geraten. Millionen von Erwerbslosen stehen neben den erzeugten Gütern und dürfen sie nicht verbrauchen, „wegen mangelnder Kaufkraft“, wie es so schön heißt. Aber es scheint keinen Weg zu geben, unter Vermeidung des Geldes unmittelbar an die Ware heranzukommen. Das oberste Gesetz der Wirtschaft ist, daß der Mensch ohne Gegenwert nichts hergibt. Der Gegenwert kann aber kaum etwas anderes sein als jenes so widerspenstig gewordene Geld; denn die Fülle der kaufmännischen und technischen und organisatorischen Beziehungen macht den unmittelbaren Tauschhandel zur Unmöglichkeit, außer in einzelnen Fällen von Staat zu Staat. Zudem werden sämtliche sozialen und politischen Kräfte und Probleme jedes Landes in jedem anderen Lande fühlbar. Die japanische Politik liegt drohend über jedem europäischen Hause. Die Lebenshaltung des japanischen Arbeiters ist die Ursache englischer und deutscher Arbeiternot und wird zu einem weltumspannenden politischen Faktor wirtschaftlichen Ursprungs. In allen Köpfen aller Nationen liegen Programme und Ideologien aus der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Sphäre miteinander in heillosem Kampf. Eine Machtverschiebung im Stillen Ozean würde schlagartig die Besitzverhältnisse aller Menschen auf Erden ändern, wiederum käme dann die Masse der sozialen und politischen Probleme in Bewegung. Unaufhörlich strahlen gesamtirdische Spannungen und Ungewissheiten in den Zustand jedes einzelnen Volkes und Menschen hinein.

Eine Wirtschaftsweise, welche ganz und gar mit den großartigen technischen Möglichkeiten in Einklang stünde, wäre „vernünftig“. Das rationale und sachliche Denken, das gerade durch die Technik großgezüchtet wurde, steht in erschütterndem Gegensatz zu der tatsächlichen Unvernunft des weltwirtschaftlichen Zustandes. Vernünftig kann die Wirtschaft erst werden, wenn die furchtbaren sozialen und politischen Spannungen in und zwischen den Völkern verschwinden. Wie aber sollten sie bald verschwinden können? Nach allem ist eine „vernünftige“ Weltwirtschaft, in unserem Zeitalter wenigstens, utopisch.

Die Spannung zwischen Nation und Welt

Seitdem die Maschinen in die Welt geraten sind, besteht der Konflikt zwischen den nationalen Wirtschaften, welche das nationale Gefüge bewahren und ausbauen wollen, wie es geschichtlich entstanden ist, und der Weltwirtschaft, welche ihrem Wesen nach ein neues Weltgefüge anstrebt. Alle sozialpolitischen und wirtschaftlichen Systeme des vergangenen Jahrhunderts haben ihren Ursprung in der Lage, welche durch die Maschinen hervorgerufen wurde. Die Spannung zwischen Welt und Nation ist größer und größer geworden. Je unleidlicher und unvernünftiger die Zustände sich gestalteten, um so hartnäckiger pocht jede der beiden Mächte auf ihr Recht.

Wer den autarken Gedanken krampfhaft übersteigert, sündigt gegen die unerschütterliche Tatsache, daß die Kräfte, Wirkungen, Leistungen der Technik immer wieder jede enge Absperrung und künstliche Umhegung zersprengen werden. Umgekehrt würde ein schrankenloser Freihandel, würde eine Hingabe an die theoretisch so wünschenswerte Vernunft einer technisierten Weltwirtschaft die geschichtlich gewordenen Nationen vernichten. Wäre ein Deutschland oder England ungeschützt den Wirkungen einer technisierten Weltwirtschaft ausgesetzt, so müßte es seine nationale Eigenart von Grund auf verändern, ja, es würde als Nation verschwinden.

Die Aufgabe

Wir sind gezwungen, mit allem nur aufbietbaren Wirklichkeitsinn sowohl die unbittliche Weltverflechtung zu sehen, als auch die Tatsachen der geschichtlich gewordenen Völker, Nationen und Staaten.

Die Weltwirtschaftskrise ist nicht viel anderes als ein maßloses Pendeln zwischen der „Welt“ und der „Nation“. Beide führen ihre Gesetze, Mächte und sittlichen wie vernunftgemäßen Forderungen ins Feld. Die extremen Pendelschläge müssen gedämpft werden. Erst dann kann wieder eine fruchtbare Epoche der Wirtschaft beginnen. Weder die Preisgabe der Weltoffenheit und Weltverflechtung zugunsten nationaler Engheit und Starrheit, noch die Preisgabe des nationalen Zustandes zugunsten eines vorwiegend kosmopolitischen Handelns und Denkens können uns helfen.

Bei der Lösung der wirtschaftlichen Aufgaben der Zukunft handelt es sich um einen Verschmelzungsprozeß von Ideen und Leistungen aus zwei großen, heute noch feindlichen Lagern. Wir müssen uns zur Nation und ihrer Wirtschaft, aber wir müssen uns ebenso ehlich zur Weltoffenheit und Weltwirtschaft bekennen. Ein Bekenntnis zu einer Teilwirklichkeit ist unvernünftig. In unserer Lage ist allein die Anerkennung der Gesamtwirklichkeit vernünftig. Das nationale Wirtschaftsgebiet ist zu schützen, und gleichzeitig sind ihm die Nährkräfte der Weltwirtschaft zuzuführen. Wir kommen nicht umhin, vieles in der nationalen Wirtschaft zu planen und zu binden, um die benötigten Gleichgewichte zwischen Welt und Nation herbeizuführen. Aber es ist das große außenpolitische Wirtschaftsziel, einige Nationen zu gemeinsamen Planungen zu bringen. Dabei muß die Schwungkraft der Freizügigkeit, die dem Zeitalter angemessen ist, nicht Schaden leiden.

Im Grunde ist mit alledem nichts Neues gesagt. Der Zwang der Verhältnisse hat seit je, bald offener, bald verborgener, zu Maßnahmen geführt, welche das Gleichgewicht zwischen der nationalen und der internationalen Wirtschaft anstreben. Aber unsere Lage hat sich zugespitzt, und das Problem der Nationalwirtschaft, welche zugleich Weltwirtschaft zu sein hat, ist auf die schärfste Weise in unser Bewußtsein getreten. Überall sehen wir die Völker um Lebensformen ringen, wie sie dem technischen Zeitalter angemessen sind, und die doch nicht das Bild der Nation zerstören sollen. Auf keinen Fall dürfen wir uns während eines solchen Kampfes an einseitige Prinzipien verlieren. Keines von ihnen könnte uns zum Siege führen.

RICHARD WOLDT

Der deutsche Industriearbeiter

Das Arbeitertum ist die Zukunft. Es ist die Erneuerung der Nation.
An das Arbeitertum muß glauben, wer noch an die Nation
glauben will.
August Winnig.

Die Arbeiterschaft in Deutschland ist keine homogene Masse. Vielleicht unterscheidet sich gerade hier der Arbeiter von den Vertretern anderer Gruppen innerhalb der modernen Gesellschaft. Der Bürger, Beamte, Bauer, Soldat, jeder Stand hat seinen in sich geschlossenen Lebensstil. Boden und Heimat, Tradition und Beruf, Weltanschauung und Kulturkreis haben einheitliche Merkmale aufgeprägt. Die Besonderheit im Arbeitertum liegt darin, daß hier die Reste einer früheren Herkunft noch unbewußt fortwirken, während die Menschen selbst wurzellos in ein neues Dasein hineingestellt sind. Das Arbeitertum ist ein werdender Stand, eine aufsteigende Masse im Volk. Aber dieser Massenstrom ist in sich ungeordnet, er ist traditionslos in Kultur und Lebensstil; jeder Versuch, zu generalisieren, führt zu falschen Wertungen.

Im Jahre 1933 ist auch für die Geschichte der deutschen Arbeiterschaft eine neue Seite umgeschlagen worden. Was ist vorbei? Was wird bleiben? Wo zeigen sich die Möglichkeiten zu einem neuen inneren Werden?

I.

Die innere Beziehung des Arbeiters zu Volk und Nation, Staat und Heimat wird davon abhängig sein, in welchen Lebensbezirk der Arbeiter selbst sich befindet. Der gesellschaftliche Standort ist mit entscheidend. Volksverbunden kann eine Schicht im Volke nur sein, wenn Pflicht und Recht, Verantwortung und Last mitgetragen werden müssen. Das Arbeitertum hat zunächst im deutschen Volk eine passive Rolle gespielt, es ist Objekt gewesen und hat eine bestimmte Entwicklung über sich ergehen lassen müssen.

Jener wirtschaftliche Vorgang ist oft geschildert worden, wie der Industrialismus in Deutschland entstand und ein industrielles Arbeitertum seine charakteristische Ausprägung erhielt. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nahm der Umschmelzungs Vorgang innerhalb der Gesellschaft seinen Anfang. Mit Wagemut und zäher Energie wurde von dem neudeutschen Unternehmertum das industrielle Zeitalter eingeleitet. Das unruhige Reich des Fabriklebens beginnt und weitet sich aus. Wie mit Saugpumpen werden in die neuen Industriebezirke Menschenmassen zu neuartiger Arbeit hineingepreßt. Der Bauernsohn verläßt Scholle und Heimat, wandert in die neue Industriestadt und wird Fabrikarbeiter. Die Nachgeborenen aus dem traditionellen

handwerklichen Schaffen werden Maschinentechniker. Im Massenschritt geht es von der Mietkaserne zum Werk.

Für die erste Generation, wenn sie aus der Landwirtschaft kam, aus der Gemeinde des Dorfes, der Familie, der Sippe, oder wenn der handwerkliche Mensch aus der bisherigen Arbeitsumgebung seines Handwerkes, seiner Zunft, heraustrat, vollzog sich in seinem Arbeitsleben ein Verschlichungsprozeß. Alte Bindungen und Ordnungen wurden zerrissen, die in der entstehenden Fabrik nicht wieder neu geknüpft werden konnten.

Sicher ist auch diese Wechselbeziehung zwischen Arbeit und Lebenserfüllung nicht einheitlich. Innerhalb der Industriearbeiterschaft gibt es ein Oben und Unten. Die Ungelernten, die heimatlosen Saisonarbeiter, diejenigen, die weiter nichts auf dem Arbeitsmarkt anzubieten haben als ihre primitive Körperkraft, stehen auf der proletarischen Stufenleiter unten. Als Oberschicht sind jene Berufskreise anzusprechen, die nicht in rein mechanisierter Arbeit dahinleben. Persönliches Können, individuelle Leistung, handwerkliche Geschicklichkeit werden hier und dort verlangt. Der Einzelmensch kann noch nicht vollständig ausgewechselt werden. Er findet in seiner Arbeit nicht nur Existenz, sondern auch Lebenserfüllung, während der Ungelernte ohne Bindung und Beziehung dahinlebt. Berufssehre, Berufsgesinnung und Berufsstolz sind noch in jenen Schichtungen stärker vorhanden, deren Vertreter wirklich durch persönliche Tüchtigkeit und persönliche Leistungen sich einen Lebenserfolg erringen können.

Aber die Regel ist das nicht. Es sind Restbestände einer alten handwerklichen Kultur, die auch im Fabrikleben zu bestimmten Zeiten nicht entbehrt werden konnten. Für den breiten Massenstrom ist das Gesetz der Ratio zur Erfüllung gekommen: diszipliniert und normalisiert nach Betriebsplan und den Anforderungen geregelter Arbeit ausführendes Organ bestimmter Arbeitsverrichtungen zu sein. Je weniger der Betrieb individuelle Menschen an den Arbeitsplätzen benötigt, um so vollkommener ist seine organisatorische Reifform.

Weil der Beruf und die Arbeit das Leben des Industriemenschen nicht ausgefüllt haben, sind Mächte außerhalb seiner beruflichen Arbeit wirksam gewesen. Aus der ursprünglichen Isolierung wurde er massenmäßig erfaßt. Gerade der Arbeiter hat sich wirtschaftlich und politisch als organisierbar erwiesen und ist Zoon politicon geworden.

Das wiederum hat seine Gründe aus der besonderen Lebenssituation.

Der Wirtschaft und dem Betrieb stand der Arbeiter als Einzelmensch hilflos gegenüber. Die Fabrik gliederte ihn ein in ihre Ordnung, disziplinierte die Masse für den industriellen Arbeitsprozeß. Marx hatte die Wirkung schon ganz richtig gesehen: diese Disziplinierung für die Arbeit und durch die Arbeit schuf zugleich die Voraussetzungen zur kollektiven Gegenwehr. Aus elementarem Selbsterhaltungstrieb suchten die Arbeiter zur sozialen Sicherung im wirtschaftlichen Leben auf beruflicher Grundlage sich zusammenzuschließen. Als Reflex der industriellen Entwicklung formierte sich das Arbeiterheer zu Berufsverbänden. Gerade in den Bezirken der Großindustrie sind besonders kämpferisch eingestellte Gewerkschaften entstanden. In diesem Zusammenhang ist auch das Streben der politischen Führung der Sozialdemokratie verständlich, die Gewerkschaften als die „Rekrutenschulen“ der Partei zu betrachten. Alle Machtkämpfe zwischen Partei und Gewerkschaften um die Führung haben diesen Sinn gehabt.

Nun ist es richtig, daß die Arbeiterbewegung in Deutschland nicht ausschließlich Sozialismus gewesen ist. Neben dem Sozialismus hat auch das Christentum um die Seele des Arbeiters gerungen. Auch christliche Gewerkschaften sind entstanden, weil es christlich gesinnte Arbeiter gegeben hat, die sich politisch vorwiegend zum Zentrum bekannten. Aber der Katholizismus stand in dieser Frage doch in der Position der Verteidigung. Die Arbeitermenschen religiöser Haltung sollten nicht kampfslos dem Sozialismus ausgeliefert werden. Primär als gestaltende Kraft hat der Sozialismus also zweifellos gewirkt, der kämpferische Inhalt dieser Bewegung, die Märtyrer-

periode des Sozialistengesetzes, die sozialen Auseinandersetzungen um den industriellen Arbeitsertrag, alle diese Tatsachen haben breite Schichten der Fabrikmenschen erfasst und ihnen seelische Bereicherung vermittelt. So entstand im Arbeitertum aus der amorphen Masse eine staats- und gesellschaftsfeindliche Klassenbewegung.

II.

Diese Wandlungen im Arbeiterleben zu erkennen, ist nicht einfach. Besonders der bürgerliche Mensch hat es schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen, was denn nun wirklich drüben auf der anderen Seite des Lebens im deutschen Volk vor sich gegangen ist. Das Wort Disraelis von den zwei Nationen, die im Volk leben, ist auch auf unsere Gegenwart noch anwendbar. Gelegentliche soziale Wanderfahrten oder gemeinsamer Besuch von Festlichkeiten geben doch nur eine bescheidene Ausbeute von sozialen Erkenntnissen. Im Zeichen der heutigen Kultur lebt sich ein Volk leichter auseinander, als daß ein gemeinsames Verstehen gefunden werden könnte. Verhältnismäßig verständig lernt der bessere Teil unsrer Jugend sich über diese Dinge klar zu werden, indem hüben und drüben alte Vorurteile und Traditionen über Bord zu werfen sind.

Die Möglichkeit, gelegentliche Stimmungsbilder von dem aufzufangen, was in der Tiefe unseres Volkstums vorgeht, ist nun aus jener Literatur zu gewinnen, die unmittelbar aus dem Arbeitertum herausgekommen ist. Hier und dort haben Arbeiter zur Feder gegriffen, und haben ihr Leben beschrieben. Im Laufe der Zeit hat sich eine recht umfangreiche Literatur solcher Arbeiterbiographien angesammelt.

Auch hier ist sicher Vorsicht zu empfehlen. Biographien enthalten immer bestimmte Fehlerquellen. Wer rückschauend sein Leben beschreibt, ist subjektiv. Er setzt sich bewußt oder unbewußt in Positur. Er will eine Wirkung auf den Leser erreichen, und deshalb wird das damalige Geschehen leicht seine Färbung erfahren.

Für unseren Zweck kommt noch eine besondere Fehlerquelle hinzu. Ist der Arbeiter, der hier zur Feder greift, noch Rohstoff? Handelt es sich vielleicht schon um eine Ausnahme? Kommt nicht vielleicht schon fremdes geistiges Bildungsgut zum Ausdruck, das nicht mehr zum typischen Tatbestand durchdringen läßt?

Diese Veröffentlichungen sind also kritisch zu lesen. Aber die Selbstdarstellungen haben doch ihren Wert. Es gibt ja eine Grenze, wo bei aufmerkfamer Belichtung ein Mensch, der in Wort oder Schrift etwas erzählt, nicht täuschen kann. Es kommt nicht darauf an, was geschildert wird, sondern wie die Dinge gesehen werden.

Drei Perioden sind zu unterscheiden, wenn ein bestimmter historischer Ablauf in der Generationsfolge des industriellen Arbeitertums beobachtet werden soll: der frühindustrielle Arbeiter, die Generation um die Jahrhundertwende und die Nachkriegsgeneration.

In der Fachliteratur ist oft ein Buch aus jener frühindustriellen Zeit zitiert worden, das in einer Sammlung von Arbeiterbiographien Paul Göhre im Verlag bei Eugen Niederichs herausgegeben hatte: „Die Denkwürdigkeiten eines Arbeiters.“ Der Verfasser hieß Karl Fischer. Wie hier ein Leben gesehen und beschrieben worden ist, zeigt bei aller Beobachtung der Fehlerquellen, auf die wir bereits hingewiesen haben, doch sehr charakteristische Einzelheiten. Die Zeit wird lebendig, in der jener neue Industrialismus aufkommt und sich emporarbeitet. Das geschieht mit harter Energie und sozialer Rücksichtslosigkeit der Unternehmerrmenschen, die zum Erfolg und zur wirtschaftlichen Macht streben. In dem Buch werden diese Zeiten vom Standort des Arbeiters, also gleichsam von unten her, gesehen und beschrieben. Es ist ein primitives und hoffnungsloses Dasein, in dem es keinen Ausblick gibt. In kleinem, engem Raum vollzieht sich die Betrachtungsweise, und ein großes Ereignis ist höchstens ein Raub, den der Arbeiter mit seinem irdischen Vorgesetzten, seinem Meister, in der Werkstatt

hat. „Das ist nicht mehr der Lebensgang eines Menschen, das ist das Durchs-Leben-Kriechen eines Halbtiers, gescheucht, scheu, gebückt, mit niedergeschlagenem Blick und verhaltenem Atem.“ So hat dieses Buch einmal Werner Sombart in einer Studie „Das Proletariat“ charakterisiert.

Aber schon in der gleichen Sammlung erscheinen später andere Typen (Wenzel Hock, Rehbein, Bromme), die nicht mehr diese resignierte Zurückhaltung zeigen. Die Arbeitermenschen an der Wende des vorigen Jahrhunderts, zu der Zeit, in der Gerhart Hauptmann seine „Weber“ schrieb und die Ideen des Sozialismus wirksam gewesen sind, stehen jetzt anders zu ihrer Umwelt. An den politischen Kämpfen der Zeit nehmen sie teil.

Die Wilhelminische Periode ist mit der Arbeiterfrage staatspolitisch nicht fertig geworden. Die liberalistischen Kräfte im Unternehmertum wußten den Apparat der sozialen Gesetzgebung und Verwaltung unter ihren Einfluß zu bringen. Trotzdem, oder gerade deshalb, wuchs und entfaltete sich der Sozialismus als Parteibewegung zu immer größerer Massenwirkung. Der Strom des politischen Lebens ist auch innerhalb der Arbeiterschaft breiter geworden.

Davon berichtet das Schrifttum dieser Zeit auch in den Arbeiterbiographien. Es ist selbstverständlich das Stimmungsleben nur einer bestimmten Schicht innerhalb der Arbeiterschaft. Es sind die Menschen in den vorderen Reihen, die sich zu Worte melden. Niemals wird im Organisationsleben der Massenkörper der Anhängerschaft bis in seine letzten Tiefen erfasst. Der Block bewegt sich, von der Minorität der Überzeugten, der Miterlebenden, vorwärtsgerissen. Politik ist immer Aktivität der Wenigen. Die Ideologie, die Hoffnungen und Ziele, die Stimmungen und Urteile, werden von denen geformt und geprägt, die das Wort führen.

Man könnte eine Zeitgeschichte aus diesen Dokumenten der Arbeiterbiographien zusammenstellen: wie jene breite Front der Arbeiterführer in allen Lagern des politischen Lebens zu den Ereignissen Stellung nahm. Bebel, Huß, Legien, Stegerwald, Erkelenz, um ziemlich willkürlich einige bekannte Namen aus einem größeren Zeitraum zu nennen, ergeben eine bunte Reihe. Verschieden in Temperament, dem weltanschaulichen Standort, der Wertung in den Einzeldingen, ist es, rein menschlich gesehen, überall ein Aufstieg. Es ist ein Leben von Inhalt, Kampf, Eindrücken. Aus Dürftigkeit und Enge, aus schwerer Kindheit und harter Arbeit ist es im tiefsten Grunde ein erfülltes Leben. Trotz mancher Resignation und Enttäuschung ist der Grundton bejahend. Es war ein sinnvolles Dasein, weil für Ideen und Ideale gekämpft, gestritten und gelitten wurde.

Eine neue Wandlung: die Nachkriegsgeneration. Plötzlich durch den Ausbruch der Revolution ohne Übergang und ohne Zeit der geistigen Vorbereitung der Wandel von der Negation zum Positivismus. Der Staatsgedanke, bisher verneint, mußte nun bejaht werden. Aus Agitation wurde der Zwang der Erfüllung und Verantwortung.

Massenparteien sind immer konservativ, wenn eine bestimmte Ideologie sich in den Köpfen der Anhänger festgesetzt hat. Der Führer kommt in einen Konflikt mit der Masse. Die alten Symbole wirken fort und kommen in Widerspruch zu den neuen Realitäten der Entwicklung. Gegenströmungen entstehen. Die Radikalität überschlägt sich. An den harten Tatsachen der Gegenwart zerbrechen Ideologien und Illusionen. Wenn die tragenden Ideen nicht mächtig genug sind, über die Tagesituation hinaus zu bestehen, dann erfolgt Zusammenbruch, Auflösung. Wie im Lebensgesetz des Menschen Kindheit, Mannesalter und Greisentum folgen, so erleben auch Parteien die selige Kindheit der Sekte, die Erfüllung der Machtpartei, das Absinken zur Greisenhaftigkeit in der Übergabe an die neue Generation der heraufkommenden Jugend. Ideen bleiben, Parteien kommen, wandeln sich und treten ab vom Schauplatz der Zeitgeschichte.

Ob auch Welle an Welle sich bricht, der Strom geht weiter.

III.

Der beschreibenden Darstellung aus den Arbeiterbiographien der Periode des Kampfes, der fortschreitenden Entwicklung zur Macht, folgt die Analyse der Gründe, weshalb diese Macht zerbrechen mußte.

Der Anhänger hat noch von Sieg und Aufstieg berichtet, der Apostat schildert Zerfetzung und Niedergang.

Wieder greifen wir nur wenige Beispiele heraus, da es sich bei unserem Thema ja nicht um eine bibliographische Studie handelt, sondern um das Aufzeigen von Markierungslinien.

Der heutige politische Kurs ist einer gewissen Enthüllungsliteratur günstig. Die Erzeugnisse sind für ernsthafte Betrachtung wertlos. Wer aus dem Arbeitertum selbst sich hier zu Worte meldet, hat über Enttäuschungen zu berichten. Er muß dann den Abelsbrief des schweren inneren Erlebens mitbringen. Renegat bleibt Renegat, wo er auch gestanden haben mag. Der Zweck heiligt nicht die Mittel.

Von der revolutionären Seite und vom nationalbetonten Standpunkt aus haben schreibende Arbeiter Stimmungsbilder der Nachkriegsentwicklung geliefert.

Einen besonderen lehrhaften Anschauungsunterricht bildet die kommunistische Literatur dieser Art. Mit wirksamer Bildkraft, urtümlicher Volkssprache, haben kommunistische Verleger revolutionär gesinnte Arbeiter zu Worte kommen lassen. Hier ist alles Anklage, Negation und Auflehnung. Nirgends Bekenntnis zum eigenen Volk und Heimat. Das Wirken wurzelloser politischer Literaten ist unverkennbar. Der Kommunismus ist oft die Jugendzeit des Sozialismus genannt worden. Destruktiv ist diese Radikalität immer gewesen, und darin lag ihr Einbruch als hemmende Kraft in die Sphäre der alten Sozialdemokratie. Das waren „Bruderkämpfe“, sie wurden mit einer Leidenschaft geführt, von der sich der Außenstehende schwer eine Vorstellung machen kann. Die Hoffnungen und den Willen zur Katastrophe haben die aufbauenden Kräfte in der Arbeiterbewegung gelähmt. Für den zukünftigen Geschichtsschreiber dieser Vorgänge ist das noch ein besonderes Kapitel, aufzuzeigen, was hier seelisch und geistig verschüttet worden ist.

Als Arbeiterliteratur im nationalen Sinne können die Bücher von August Winnig genannt werden. Winnig ist ein Apostat, aber er ist nie ein Renegat gewesen. Er ist einen weiten Weg gegangen. „Es ist gut, daß ihn nicht jeder gehen mußte, aber es war notwendig, daß er gegangen wurde; denn sonst wären wir heute nicht dort, wo wir nun sind.“ Dieses Geleitwort gibt Winnig selbst einem seiner Bücher.

Aus Winnigs Schriften kann man die neuere Geschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung kennen lernen. Der junge Maurer wird Agitator und Gewerkschaftsredakteur. Er führt einen großen Streik. Er verlebt die inneren Auseinandersetzungen der Partei. Der Dualismus in der marxistischen Gedankenwelt wird von ihm frühzeitig erkannt: die Analyse in der Prophezeiung der kapitalistischen Entwicklung, im Gegensatz dazu die Dogmatik der Jünger von Marx, die jede Erscheinung als falsch bezeichnen, wenn sie nicht mit den Lehren des Meisters übereinstimmt.

Der Niedergang des Sozialismus in Deutschland wird von Winnig aufgezeichnet, und zwar nicht von dem Versagen dieses oder jenes Führers her gesehen, sondern der zeitbedingte Irrtum wird in seiner ganzen Schwere gedanklich erfaßt, der nachher aufbrach, als der Krieg, der große Prüfer, die Belastungsprobe auch mit dieser Bewegung vornahm. Der Sozialismus zerbrach, weil er all die irrationalen Strömungen und Stimmungen im deutschen Arbeiter nicht aufzufangen wußte. Arbeiter und Nation, Arbeiterbewegung und Staat, das waren die Forderungen, die unerfüllt geblieben sind. Der Sozialismus in Deutschland hat es nicht verstanden, den Arbeiter mit der Nation, die Arbeiterbewegung mit dem Staat zu verbinden.

IV.

Es wäre vermessen, zu der Frage, wie der Industriearbeiter nun die politische Gegenwart erlebt, eine absolut sichere Deutung geben zu wollen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit sind nur diese und jene negativen Feststellungen möglich.

Politisch ist der Arbeiter obdachlos geworden. Daß die alten Parteien einmal wiederkommen könnten, daran wird innerhalb der Arbeiterschaft selten geglaubt. Schwere steht auch der Anhänger der sozialistischen Partei vor einem Trümmersfeld. Der Unterschied des politischen Lebens früher und jetzt wird gesehen.

Den Arbeiter überrascht die Verschiedenheit der Methoden in der Eroberung der Macht. Unvergessen bleibt für ihn der „Tag der Arbeit“ in der grandiosen Symbolik von Massenaufzügen, die Sprache der Spruchbänder, der Fahnen und der neuen Zeichen. Die alten Mächte sind mit der Aufgabe nicht fertig geworden, das Massenschicksal der Arbeitslosigkeit zu besiegen, wartend und hoffend steht er der neuen Regierung gegenüber.

Der Nationalsozialismus wird dann die Industriearbeiterschaft geschlossen und entschlossen hinter sich haben, wenn es den neuen Mächten der Staatsführung gelingt, in Wirtschaft und Politik die Mission zu erfüllen, zu der sie das Schicksal berufen hat.

HERMANN AUBIN

Der wirtschaftliche Aufbau des ostelbischen Kolonisationswerkes im Mittelalter

I.

Ein großer Teil der Ostgebiete des mittleren Europa, welche einst die Germanen innegehabt hatten, ist seit dem Mittelalter von neuem zum deutschen Lebensraum durch jene umfassende Bewegung geworden, der zuerst Karl der Große die Wege gewiesen, und die in ihren letzten Ausläufern bis in unsere Zeit angehalten hat. Diese Bewegung kennt Zeiten der Flut und der Ebbe; sie ist bald nur von einzelnen, bald von mehreren Volksschichten getragen worden; ihre vollkommenste Gestalt aber hat sie in der ostelbischen Kolonisation des 12. bis 14. Jahrhunderts erlangt, da ihr voller Fluß Vertreter von allen Teilen und Ständen unseres Volkes mit sich führte.

Die Allseitigkeit der Ostwanderung ist jedoch nicht nur das hervorstechendste Kennzeichen dieses hochmittelalterlichen Abschnittes, sondern auch der wesentlichste Bürge dafür gewesen, daß sie Altdeutschland eine zweite Hälfte deutschen Volksbodens hinzugefügt hat. Nur der gleichzeitige Ausbruch der Fürsten, Geistlichen und Ritter, der Kaufleute und Handwerker, der Bergleute und Bauern hat die Massenhaftigkeit der Auswanderung erzeugt, welche die eine Voraussetzung ihres umfassendsten Erfolges geworden ist. Noch mehr aber kommt es darauf an, zu erkennen, daß alle diese Stände und Berufe innerhalb des großen Werkes ihre besonderen Funktionen hatten, deren wirkungsvolles Ineinandergreifen erst sein Gelingen verbürgen konnte.

Will man den Aufbau des Kolonisationswerkes genauer beschreiben, so muß man an die Spitze unter die Fürsten, Geistlichen und Adelligen auch jene aus den Ostvölkern setzen, welche sich dem deutschen Zustrom geneigt zeigten. Viele unter ihnen haben die Kolonisation nicht weniger gefördert, als es deutsche Herren taten, und manche sind selber zu der deutschen Kultur übergegangen, welche sie herangerufen hatten. Sie haben damit meist das Signal zur Eindeutschung ihrer Länder gegeben.

Dieser Adel ist allerdings, etwa in den polnischen Ländern, beim Beginn des breiteren Flutens deutscher Zugügler im 13. Jahrhundert schon von einer früheren, lediglich ritterlichen Einwanderung her zu einem guten Teile germanischer, teils nordischer, teils deutscher Herkunft. Seine Aufgabe war vornehmlich der Kriegsdienst gewesen, und diese Aufgabe blieb ihm auch in der eigentlichen Kolonisationsperiode gestellt. Das entsprach der Arbeitsteilung, welche sich in Deutschland ausgebildet hatte, wo dem Bauer seine einstige Wehrhaftigkeit verlorengegangen und auf der Grundlage des Lehnwesens ein eigener Berufswehrstand der Ritter erwachsen war. Indessen ist diese Entlastung der niederen ländlichen Bevölkerung vom Heeresdienste, soweit er nicht Landesverteidigung war, nicht die einzige Funktion, welche dem Ritterstande im Aufbau des Kolonisationswerkes zugefallen war. Ebenso groß ist der Anteil, den er daran als Wirtschaftsorganisator und zum Teil auch als Unternehmer getragen hat. Seine heimische Erübung des Anordnens, Organisierens, Befehlens kraft der grund-, gerichts- und leibherrlichen Rechte, ist im Kolonialland planmäßig ausgenutzt worden. Die Ritter wurden als Großkolonisatoren verwandt. Es wurden ihnen oft sehr weite Strecken Unlands, Hunderte und Tausende von Hufen umfassend, übergeben, die sie dann mit Hilfe der noch zu erwähnenden Unterkolonisatoren oder in eigener Unternehmung besiedelten. Die gleiche Rolle eines Zwischengliedes zwischen den Landesherrn und den Siedlern hat der Adel naturgemäß, im eigenen Interesse, auch dort gespielt, wo er nicht erst eigens zu Kolonisationszwecken mit Land ausgestattet worden ist, sondern schon aus früherer Zeit genug davon besaß, um darauf siedeln zu können.

Aber auch die höhere Geistlichkeit hat, neben ihrer eigentlichen, kirchlichen Aufgabe, im Zusammenhange der Kolonisation die gleiche vermittelnde und verteilende Funktion ausgeübt. Gemeint sind hier die Bischöfe mit ihren Domkapiteln, und die älteren Stifter und Klöster, welche ihren Bestand auf Grundbesitz gründeten, den sie nicht selber bewirtschafteten. Es gibt eigene Kolonisationsorden, denen ein besonderes Verdienst an der Erschließung des Ostens nachgerühmt wird. So die Prämonstratenser mit ihrer aristokratischen Haltung. Die Zisterzienser mit ihrem strengen Gebot der Handarbeit dagegen kommen in diesem Sinne gerade nicht in Frage, sofern man jene Periode im Auge hat, in welcher sie ihre großen Eigenhöfe noch mit der Arbeit der Klosterinassen, vornehmlich der Laienbrüder, bestellten. Ihr Verdienst, auch damals schon durch die Einführung westlicher Vorbilder auf ihren musterhaft geleiteten Hufen zur Hebung der Wirtschaftstechnik des Ostens beigetragen zu haben, bleibt ungeschmälert. Zu Siedlungsleitern großen Stiles sind sie aber erst dann geworden, als sie 1208 die alte Ordensregel aufgaben und zur Anlage von rententragenden Dörfern übergingen. Nun hat z. B. das älteste und bekannteste der schlesischen Zisterzienserklöster, Leubus, um Goldberg fünfhundert und etwa gleichzeitig gar dreitausend Hufen bei Nakel und Filehne im Posen'schen überwiesen bekommen, die es nach und nach an Siedler ausgeben sollte.

Die Geistlichkeit war zu solcher dem Adel paralleler Aufgabe schon dadurch vorbereitet, daß ihre maßgebende Schicht vornehmlich dem Adel entstammt. Doch waren die reichen Stifte nicht im gleichen Umfange wie in Altdeutschland dem Adel gänzlich vorbehalten, und so hat auf dem Wege über diese geistlichen Anstalten auch das Bürgertum einen Anteil an der Großorganisation des Kolonisationswerkes genommen.

Überhaupt wäre es falsch, den Satz von dem Zusammenwirken der Stände dahin verstehen zu wollen, daß diese durch Geburt und Recht in die Zwangsjacke ihnen vorbestimmter und ihnen vorbehaltenen Berufe gepreßt worden wären. Das würde der Erfahrung jeder Kolonisation widersprechen. Eine Hauptanziehungskraft der Neuländer hat vielmehr stets in der Freiheit gelegen, welche sie wagemutigen und fähigen Ankömmlingen geboten haben, über die in der Heimat geltenden Schranken von Recht und Konvention hinauszugelangen. Natürlich wirken — und wirkten namentlich in einer noch stark traditionsgebundenen Epoche — auch hier meist die von den Vätern überkommene und durch eigene Übung erlernte Geschicklichkeit und die angesammelte Erfahrung des heimischen Berufs bestimmend auf dessen Weiterführung. Aber Kolonialländer stellen zugleich auch vor neue Aufgaben und eröffnen neue Möglichkeiten; und wer einmal den ersten großen Schritt getan hat, sich von der Scholle zu lösen, der ist am ehesten bereit, auch den nächsten Schritt eines Berufswechsels zu tun. Auch im Mittelalter sind die altländischen Fesseln angeborener Abhängigkeit vorab beim Betreten des neuen Landes gänzlich abgestreift worden. Der Ritter ließ seine dienstmännische Unfreiheit, die ihn kraft Geburt einem besonderen Herren ewig verpflichtete, ebenso hinter sich wie der Bauer seinen Leihherren oder Grundherren, und es besteht gar kein Zweifel, daß diese Befreiung eine der größten Triebkräfte für die Auswanderung gewesen ist. Wir finden weiter auch im deutschen Osten überall, wo die Quellen ausreichen, Belege dafür, daß Übergänge von Geburtsstand und Beruf zahlreich stattgefunden haben. Ganz besonders kommt diese ständische und berufliche Freizügigkeit, das Zupacken bei neu sich eröffnender Gelegenheit, bei dem Lokatorentum zutage.

II.

Wir können auf den Namen des Lokators für diese charakteristischste Figur der ganzen Kolonisation nicht verzichten. Denn keine Urkunde sagt uns, wie die Zeit selbst ihn auf deutsch benannt hat. Siedelmeister müßte er heißen. Sein Wesen ist erst mit dem Siedeln als einer immer wiederkehrenden Tätigkeit erwachsen. Und zwar dort, wo es galt, die Siedler über weite Entfernungen herbeizuholen. Wenigstens fehlt der Lokator dort, wo die Siedler gemeinsam unter eignen Führern anrücken, wie im Anfang der ostelbischen Kolonisation ums Jahr 1100 die durch Springsluten vertriebenen Holländer unter ihrem Pfarrer in den Wesermarschen, oder wo sie aus der Nachbarschaft und womöglich der gleichen Grundherrschaft gewonnen werden konnten, wie im bayrischen Stammesgebiet in Südböhmen. Eine Hauptaufgabe des Lokators war also die Werbung der Siedler. Er war aber nicht nur Agent von Sachsengängern umgekehrter Richtung. Seine Tätigkeit, sein Interesse verbanden ihn viel enger mit den Siedlungslustigen, die ihre Zukunft seiner Führung anvertrauten. Wir müssen bei den allgemeinen mittelalterlichen und namentlich den Verkehrsverhältnissen annehmen, daß der Siedelmeister seine Leute meist selber an die neue Wohnstätte geführt hat. Hier aber begann für ihn neue Arbeit, und solche, für welche er ganz besondere Kenntnisse und Erfahrungen mitbringen mußte. Denn ihm fiel die Planung und Leitung der ganzen Siedlung zu, des Dorfes oder der Stadt. Darunter ist eine ganze Reihe von Älten begriffen. Ein gewisses Maß von Rechtskenntnissen war dem Lokator unentbehrlich. Es kam darauf an, die Sonderbedingungen auszumachen und urkundlich festzulegen, welche den Siedlern gewährt werden sollten. Davon seien nur diejenigen hervorgehoben, welche für den wirtschaftlichen Aufbau der Kolonisation entscheidend waren. Einmal das Grundbesitzrecht. Den deutschen Zuwanderern — und im Fortschreiten der Kolonisation auch den Einheimischen, deren Dörfer nach deutschem Recht umgesiedelt wurden — hat man ein Erbzinsrecht zugestanden. Dessen wesentliche psychologische Wirkung war, daß es einen Besitzanspruch auf lange Sicht bot, ohne doch eine

UND SEINE NACHBARKÄNIGREICH

919 - 1125

Maßstab 1:8000000

0 50 100 150 200 km

Grenze des
KGR. Königreich HZ. Herzogtum
MGR. Markgrafschaft



Schollenbindung zu bedeuten. Dieser war mancher Siedler ja eben erst in der Heimat entflohen, und noch weniger hätte sie einer in den noch unbekannten Verhältnissen des Neulands auf sich genommen. Aber auch der Grundherr kam auf seine Rechnung. Ihm verbürgte das Erbzinsrecht, beim Gelingen der Siedlung, einen stetigen Renteneingang. Der andere springende Punkt waren die Freijahre, die den Neusiedlern eingeräumt wurden. Ihre Zahl war in der Anfangszeit bei starkem Bedarf an Bezug sehr reichlich bemessen: achtzehn Jahre, und variierte wohl auch danach, ob es sich gänzlich um neu zu rodendes Land oder um solchen Boden handelte, der schon vorher, wenn auch nur leicht, von Slawen bestellt worden war. Je länger die Kolonisation währte, desto geringer wurden gemeinhin die Freijahre.

Durch die Verbindung von Erbzinsrecht und Freijahren erscheint die Form gefunden, welche Arbeitsmutige anlocken konnte, die Mühen und Unsicherheiten eines Pionierdaseins auf sich zu nehmen und auch Eigenkapital einzusetzen, um sich und vor allem um ihren Nachkommen ein neues Dasein auf freier eigener Scholle zu gründen.

Die weiteren Obliegenheiten des Lokators umfaßten die Auswahl der Ortslage nach Boden, Wassergelegenheit, Windschutz usw. Dann kam es auf die Technik der Landvermessung, auf die Aussteckung der Bauplätze, die Aufteilung der Gewinne an. Das Entwerfen des Siedlungsplans steigerte sich über die Einreihung von Kirche, Pfarrhaus, Rrechshaus und Backhaus, bei Stadtgründungen bis zu militärischer Einsicht in die Bedingungen günstiger Verteidigungslage und deren Ausnützung. Das wesentlichste Moment aber, das den Lokator an seine Siedlungsaufgabe fesselte, war die Entlohnung, welche ihm zuteil wurde. Sie bestand gemeinhin aus einigen Freihufen, dem Schankhaus, besonderen Gewerberechtigten, wie Mühlbann, Fischerei, Fleisch- und Brotbänken und meist in dem erblichen Besitz des Ortsgerichts, das auf dem Dorfe zugleich die Ortsvorsteherschaft bedeutete. Es ist richtig, wir kennen eine Zahl urkundlicher Fälle, wonach das Aussetzen von Kolonien so sehr zum Beruf wurde, daß Lokatoren nach glücklich durchgeführter Gründung weiterzogen, dieselbe Aufgabe noch einmal mit vermehrter Erfahrung zu übernehmen. Alle die genannten Rechte, selbst die Gerichtsbarkeit, wurden im Mittelalter ihrer Einnahmen wegen als nützliche Rechte angesehen, die weitervergeben, auch an Frauen gelangen, ja geteilt werden konnten. Dennoch ist ohne Zweifel so mancher Erbscholze auf dem Dorfe sitzengeblieben, das er angelegt hatte. Und wenn ihn stets sein finanzielles Interesse für das Gelingen des Siedlungsaktes eintreten ließ, so wurde er gerade durch die besondere Art seiner Entlohnung in nicht seltenen Fällen dauernd auf Gedeih und Verderb mit den Siedlern verbunden, die er ins Land geholt hatte.

Diese Schilderung läßt es wohl berechtigt erscheinen, den Lokator die charakteristischste Figur im ganzen Kolonisationswerk zu nennen. Wie das Gelingen der einzelnen Siedlungsakte hat das Gelingen der gesamten ostdeutschen Kolonisation ohne Zweifel in sehr starkem Maße von dem Lokatorentum abgehungen. Die hohen Entlohnungen lassen erkennen, wie sehr es den Grundherren darauf ankam, tüchtige Siedelmeister anzuwerben. Sie enthalten auch den berechneten Beweis, daß die Lokatoren noch in einer anderen Weise an dem Werke beteiligt und dafür unentbehrlich waren, nämlich mit Einsatz von Eigenkapital. Für die Werbung der Siedler, für ihre Heranführung, für die oft recht kostspieligen Anlagen der Gebäude, Back- und Schankhäuser, Mühlen und Gewerbeeinrichtungen, für alle diese Aufgaben war solcher Aufwand notwendig, ohne daß der Grundherr immer über die Mittel dazu verfügte.

Durch die Einschaltung der Lokatoren haben die Grundherren diese Mittel aufgebracht und das Risiko zu einem erheblichen Teile von sich abgewälzt. Das ihre bestand in der Hauptsache im Entgang erhofften Gewinns, das der Lokatoren aber in dem Verlust aufgewandter Mühe und aufgewandten Kapitals. Diese Verteilung entspricht durchaus den wirtschaftlichen Bedingungen von Kolonialländern, in denen bekanntlich

Mangel an verfügbarem Kapital herrscht, so groß auch die Chancen der natürlichen Kapitalressourcen sein mögen. Nur die letzteren haben diejenigen zu vergeben, welche über den Kolonialboden verfügen. Das mobile Kapital muß von auswärts kommen. Daß das Risiko der Lokatoren groß gewesen ist, lehren die nicht seltenen Nachrichten von fehlgegangenen Ortsgründungen.

Jedenfalls darf man unter den gezeichneten Bedingungen seines Wirkens den Lokator einen kapitalistischen Unternehmer nennen, wenn man sich nur bewußt bleibt, daß dessen Wesen durch die allgemeinen Lebensbedingungen des Mittelalters eine von dem uns geläufigen Typ des neuesten Zeitalters abweichende Färbung erhalten hat. Dahin gehört namentlich der Reiterdienst, zu dem der Erbscholze verpflichtet war.

Die Lokation ist, wie wir sahen, mit der Kolonisation erwachsen. Es gab keinen Stand, der als einziger für diesen neuartigen Beruf vorbestimmt gewesen wäre. Und es ist begreiflich, daß die hohen Gewinnaussichten, die er bot, ihre Anziehungskraft auf Menschen aller Stände und Berufe ausübten. So finden wir denn, wo wir Auskunft in den Urkunden erhalten, alle Stände unter den Siedelmeistern vertreten. Der Adel hat Lokationen ebenso übernommen, wie Bürger es taten, und Bürger haben die größte Zahl gestellt. Aber auch Bauern fehlen nicht darunter, wenn sie sich wohl auch nur an Dörfer gewagt haben werden.

Daß andererseits wiederum auch Dörfer, und nicht selten, von Städten angelegt worden sind, darf uns nicht verwundern. Noch war im Mittelalter der Städte nicht so scharf vom Landleben geschieden, wie es heute die Regel ist. In den kleineren Städten auch des alten Deutschland war der Zusammenhang von städtischer und ländlicher Lebensweise sogar sehr eng, der Alderbürger eine gewöhnliche Erscheinung. Aber auch der Handelsmann trachtete allgemein danach, Anlage für sein leicht zerrinnendes Bar- und Warenkapital in Landbesitz zu gewinnen. Im Kolonialland ist nun diese Verbindung von Stadt und Land nur noch inniger geworden.

III.

Zu den besonderen Kennzeichen der ostelbischen Kolonisation gehört die sogenannte Stadt-Land-Siedlung. Sie ist eine Erscheinung, in welcher sich das Incinndergreifen der verschiedenen Seiten des gesamten Siedlungswerkes zu eindringlicher Plastik erhebt. Von Böhmen über Schlesien bis in die Ebenen Großpolens hinein finden wir die planvolle Verbindung einer Stadtanlage mit der Gründung von Dörfern in ihrem Umkreis. Der offenbare Zweck solcher Unternehmung ist, der ländlichen Bevölkerung sogleich die Vorteile eines nach dem besten deutschen Muster organisierten ständigen Marktes zuteil werden zu lassen, wo sie ihre Erzeugnisse absetzen und ihren Bedarf an gewerblichen Erzeugnissen und Handelsartikeln decken kann, umgekehrt den Stadtbewohnern in erster Linie den Handwerkern, eine genügende Versorgung des Marktes mit ländlichen Produkten für den Hauskonsum und mit Rohstoffen für den gewerblichen Bedarf, aber ebenso auch mit ständigen Käufern zu garantieren. Die Bedeutung dieser engen gegenseitigen Beziehungen von Erzeugern und Kunden war in jenen Zeiten noch weit größer, als sie heute ist. Denn damals bildete entsprechend dem volkswirtschaftlichen Aufbau des ganzen Landes jede Stadt in viel höherem Maße den ökonomischen Mittelpunkt ihrer Umgebung. Als Markt und als Erzeugungsstätte des Gewerbefleißes wurde jede Stadt noch viel ausschließlicher von ihrer engeren Umgebung agrarisch versorgt, und beide waren dementsprechend aufeinander angewiesen.

Diese gegenseitige Ergänzung der Wirtschaftszweige, welche hier als Programm zugrunde lag, kehrt durch die ganze ostelbische Kolonisation wieder, wenn sie im übrigen auch nicht so bewußt herbeigeführt und nicht immer so eng und unmittelbar geworden ist. Gerade bei den Städtegründungen ist noch ein anderes Prinzip als

die Basierung auf Lokalabsatz zu beobachten. Dieses andere Prinzip herrscht anfangs sogar vor. Wir sehen Städte gemeinhin zuerst an den Hauptpunkten des Fernverkehrs entstehen. So springt an der Ostsee die Stadtgründung von dem innersten Winkel bei Lübeck im Jahre 1201 in einem Saße über die ganze Küstenlänge sogleich bis Riga, wo sich die Einfallsporte über die Dünastraße nach dem inneren Rußland eröffnet. Erst danach folgt etwa das Lübeck so viel nähere Rostock 1218, und füllt sich allmählich die zwischenliegende Küstenstrecke im Fortschreiten von West nach Ost mit deutschen Städten, wobei in jedem Unterabschnitt die wichtigeren Handelsstätten zeitlich vorangehen, z. B. Elbing schon 1237, Memel 1250 vor Kolberg, das erst 1255 angelegt wird. Auch im Binnenlande sind zuerst die Knotenpunkte des Fernhandels mit Städten besetzt und allmählich in dieses weite Netz immer engere Maschen eingeknüpft worden, soweit nicht die Stadt-Land-Siedlung mit ihren andersgearteten Wirtschaftsvoraussetzungen das Bild abgeändert hat.

Das Nebeneinander der beiden eben geschilderten Prinzipien entspricht durchaus der Doppelaufgabe der Stadt an sich und der mittelalterlichen Stadt im besonderen. Diese dient einmal dem Fernhandel, zum andern dem beschränkten Markt ihrer näheren Umgebung. Die dargelegte Entstehung von Städten zuerst an den Schnittpunkten der großen Verkehrsadern des Koloniallandes ist ein Abbild des gleichen natürlichen Vorganges, der sich in Altdeutschland vollzogen hatte. Die Errichtung von Städten außer der Reihe, unabhängig von den Bedingungen des Durchgangshandels, wie sie die Stadt-Land-Siedlung schon am Anfang der Kolonisation brachte, ist demgegenüber eine künstliche Vorwegnahme des jüngeren Stadiums, das sich inzwischen in Altdeutschland gleichfalls eingestellt hatte. Solche Betrachtungen machen die bewußte Besonderheit des Vorgangs noch deutlicher und rücken die Planmäßigkeit dieser Art von Kolonisation ins vollste Licht.

Eine andere Verwerfung in dem theoretischen Bilde der Entwicklung des Städteretzes haben die Bergstädte hervorgerufen. Die Bergstädte sind an sich schon eine eigene Erscheinung; ihrem Ursprung nach gar nicht Städte in dem Sinne, den wir mit diesem Worte verbinden, sondern bloße Wohnplätze der Bergknappen und Bergbeamten. Sie haben anfänglich eine eigene, rein von den Bergleuten getragene Verfassung und ein eigenes Recht, das ihren wirtschaftlichen und technischen Sonderinteressen entspricht. Auch ihre Bauanlage weicht oft von jener der mittelalterlichen Kolonialstädte ab. Sie sind ja meist nicht durch planmäßigen Siedlungsakt entstanden, wie sonst die Städte des Koloniallandes, sondern in der Hast des Wettlaufs nach den Bergschätzen. Es fehlt ihnen daher, in den älteren Teilen wenigstens, die Zusammenziehung der Häuser aus Rücksichten der Verteidigung. Es waltet vielmehr die Rücksicht auf die Nähe der Arbeitsstätte vor. Wie in der Einzelanlage, so fallen die Bergstädte in ihrer Verteilung übers Land aus dem gewöhnlichen Bilde heraus. Sie sind von den Fernhandelsstraßen ebenso unabhängig wie von der Einbettung in eine ertragreiche Agrarumgebung. Sie folgen nur ihren eigenen Gesetzen, das heißt den Funden abbauwürdiger Mineralien. Dabei handelt es sich fast immer um Edelmetalle, nur ausnahmsweise kommt daneben das Salz von Wieliczka und Bochnia in Betracht. Die älteste Bergstadt Schlesiens ist Goldberg, 1211 überliefert. Der Name besagt genug über den Anlaß der Gründung. Es liegt abseits der sogenannten Hohen Straße, das ist die Hauptader des Großhandels, die von Mittelsdeutschland über Görlich nach Breslau und dem weiteren Osten führte.

So eigenwillig die Bergstädte auch erscheinen, auch sie fügten sich in den Zusammenhang des kolonialen Lebens ein. Der Bergbau bedurfte der Hilfgewerbe, und namentlich konnte er der Kaufleute nicht entbehren, welche ihn mit Lebensmitteln und anderem Bedarf versahen. Diese Aufgabe war um so wichtiger, als die Bergstädte unabhängig von der Leistungsfähigkeit ihrer ländlichen Umgebung, oft mitten im

Gebirge, angelegt waren. Die Kaufleute und die Handwerker haben auf die Dauer die Oberhand gewonnen und das Stadtbild, die Verfassung, das Recht dem allgemeinen Stadttyp angeglichen. Damit sind aus vielen Bergstädten doch noch eigentliche Städte geworden, die sich in die Funktionen der übrigen einreihen.

Wenn aber der Bergbau derart schon als Konsument Aufgaben stellte, die nur von dem deutschen Kaufmann und Handwerker gelöst werden konnten, so daß die Einwanderung von Knappen notwendig auch die von Gewerbetreibenden und Händlern nach sich zog: unvergleichlich viel bedeutender ist dennoch, was der Bergbau dem Handel in der Abfuhr und im Vertrieb der Schätze ausgab, die er zutage förderte. Man kann die Tatsache, daß die Gebirge des mittleren Ostens so reich an Edelmetallen waren, die seit Jahrhunderten schlummerten, bis die Deutschen sie erschlossen, für die Entwicklung des Koloniallandes kaum hoch genug anschlagen. Was ich davon hier hervorheben möchte, ist wieder das Ineinandergreifen der an der Kolonisation beteiligten Wirtschaftszweige. Nicht nur, daß die deutschen Sachverständigen notwendig waren, um die Fundstätten zu erkennen, die geschulten Häuer, um sie abzubauen, das deutsche Bergrecht, die Bergrichter, Vögte und Urbarer, um Ordnung in das gesamte Bergwesen zu bringen, sondern der Bergsegen hätte sich nie in solcher Fülle auf die Ostlande herabsenken können, hätten nicht die zugewanderten Deutschen ihn auch den Stätten des Bedarfs und der Verarbeitung zuzuführen gewußt. Nur im Transportwesen vermochten die Eingeborenen Dienste als Wagenführer oder Verloader zu leisten. Den Aufbau der Absatzbeziehungen, die Regelung des Vertriebs konnten allein die erfahrenen deutschen Kaufleute einrichten. So reichen sich auch hier die einzelnen Stände die Hand zu fruchtbarem Bunde. Der Bergmann bot dem Händler die kostbare Gegenware gegenüber den Einfuhren aus Altdeutschland. Ohne diesen Aktivposten ihrer Zahlungsbilanz hätten die Kolonialländer Einfuhren niemals in dem Umfang annehmen können, welcher ihren Aufstieg so sehr beflügelt hat. Im Laufe der Zeit wurde dabei der Kaufmann der führende Teil. Er gestaltete die Absatzorganisation immer großartiger aus, ließ die ostdeutschen Edelmetalle als Speiser sogar in die Erschließung der fremden Kontinente einfließen und trieb daher den Bergbau zu immer reicherer Produktion an.

IV.

Was den Kaufmann schon vor der allgemeinen Wanderbewegung ins Land gelockt hatte, waren die Erzeugnisse der Urproduktion gewesen, über deren Überschüsse der Osten verfügte. Er gewann sie mittels einer sehr wenig intensiven, kaum mehr als lediglich aneignenden Wirtschaftsweise. Als hochwertig standen die Felle und Pelze voran, die Wälder gaben daneben Teer, Pech, Pottasche, und die vielgepflegte Seidlerei Honig und Wachs. Nicht nur deutsche Kaufleute waren in jährlichen Reisen erschienen oder hatten sich in kleinen Kolonien in Prag, in Breslau niedergelassen, wie die Deutschen auch später noch in Nowgorod im Petershof als „Gäste“ saßen. Die Einfuhr südländischer Luxusartikel und deutscher Gewerbewaren für den Bedarf der schmalen Oberschicht sowie des Salzes als Massenartikel und demgegenüber die Ausfuhr der genannten Naturprodukte bildeten auch weiterhin das Gerüst des Mittel- und Osteuropa durchziehenden Fernhandels, als er schon, in der Kolonisationsperiode, ganz in die Hände der Deutschen gelangt war. Mit den ständigen Stützpunkten der Kolonialstädte hatten diese sich mitten in die Ursprungsgebiete der östlichen Exportgüter hineingesetzt und steigerten nun erst recht deren Ausfuhr. Noch weit über die Wanderzeit hinaus blieb es im west-östlichen Handelsaustausch bei dieser Grundstruktur: Rohstoffe des Ostens gegen Gewerbe- und Luxuswaren des Westens und Südens. Der Handel der Ostländer hätte indessen niemals eine solche Intensität erreichen können, wenn der deutsche Kaufmann allein den Weg dahin eingeschlagen

hätte. Es bleibt dabei: an welcher Stelle immer wir die Wirtschaftsentwicklung der von der Kolonisation berührten Landschaften anschneiden, immer wieder stoßen wir auf die gleiche Wirkung ihrer ständischen oder beruflichen Allseitigkeit. Denn die Urprodukte, welche der deutsche Kaufmann im Osten in die Hand bekam, vermehrte jetzt der deutsche Bergmann, wie wir sagten. Und wenn seit dem 14. Jahrhundert in steigendem Maße auch Getreideeinfuhr einsetzte, die sich der zum Meere weisenden Flußläufe bediente, so war auch hier notwendige Voraussetzung eine Steigerung der Bodenrerträge. Solche ist im ganzen wiederum auf die deutsche Kolonisation zurückzuführen, sei es, daß sie unmittelbar auf der Vermehrung der Anbaufläche durch die deutschen Einwanderer beruhte, sei es auf der Verbesserung der Rechtslage und der Landwirtschaft der Eingeborenen durch das deutsche Vorbild.

Endlich ist auch das deutsche Handwerk der Kolonialstädte an der Entwicklung des Osthandels nicht unbeteiligt gewesen. Dem altdeutschen gegenüber blieb es in der Herstellung der feineren und kostspieligeren Qualitäten noch auf lange unterlegen. Was es von Anfang an tun konnte, war die Deckung des gewöhnlichen Bedarfs der Kolonialländer selbst. Und zwar besorgte dies das Handwerk einer jeden Stadt in deren näherem Umkreise, in seinem natürlichen, engen Marktgebiet. Das ist seine Hauptfunktion gewesen, und wie bedeutsam diese für das rasche Aufblühen des Landes sein mußte, habe ich bei der Stadt-Land-Siedlung schon bemerkt. Man könnte nun meinen, daß die Verpflanzung des deutschen Handwerkers mitten in seinen östlichen Kundenkreis dem deutschen Einfuhrhandel Abbruch getan habe. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Güter, um die es sich handelt, auf dem Handelswege bis von Deutschland her doch nur in viel geringerem Umfange nach dem Osten gelangt wären. Sie hätten namentlich die hohen Transportkosten nicht ertragen. Die Folge des Ausbleibens der handwerklichen Einwanderung wäre also nicht so sehr ein stärkerer Handelsstrom, sondern eine viel schwächere Versorgung des Ostens und als Folge davon eine sehr viel langsamere Entwicklung seiner Wirtschaftskräfte gewesen. Das rasche Aufblühen dieser Landschaften aber hat umgekehrt dem deutschen Kaufmann bald mehr als ersetzt, was ihm an Einfuhrgelegenheit dadurch entgangen ist, daß in vielen Fällen nicht die Ware, sondern deren Erzeuger die Wanderung nach dem Osten antrat. Das junge deutsche Handwerk auf Kolonialboden hat selber binnen kurzem dem Kaufmann Waren zur Verfügung gestellt, womit er seinen Fernhandel bereichern konnte. So dient auch dieser anscheinende Einwand nur dazu, unsere Anschauung zu bestätigen, daß der Erfolg der Kolonisation ganz wesentlich auf dem Zusammenwirken aller Berufsstände beruht.

Von jenen in den Großhandel eingehenden Gewerbeprodukten der Kolonialstädte sei nur das Wichtigste genannt: die älteren Kolonialgebiete haben für die Ausfuhr nach den jüngeren und darüber hinaus nach dem Osten namentlich die Erzeugnisse ihrer Tuch- und Warchentweberei angeboten. In ihrer einfacheren Qualität waren diese eher geeignet, die Länder noch schwacher Kaufkraft an den regelmäßigen und massenhaften Bezug gewerblichen Imports zu gewöhnen, als die kostbaren, schweren Tuche aus den Rheinlanden, Flandern und England. Trat derart ein Teil der Ostlandschaften dank der raschen Einbürgerung deutscher Wirtschaftsformen selber als gewerblicher Produzent mit dem Vorteil des kurzen Weges dem anderen gegenüber, so hat das deutsche Handwerk im Kolonialland umgekehrt auch der Heimat gegenüber den Vorteil auszunützen gewußt, näher an wertvollen Rohstoffen des Ostens zu sein. Auf der Grundlage der reichen östlichen Pelzzufuhren entwickelte sich in den Hauptstädten des Kolonialgebietes, wie namentlich in Breslau, die Kürschnerei zu hoher Blüte. Noch auf dem Jungland fand also die Vermählung der lange schon ausgeführten Urprodukte mit dem deutschen Gewerbesleiß statt, und damit bot das Handwerk der Kolonialstädte dem deutschen Kaufmann für die Rückfracht nach dem Westen eine Ausfuhrware an, deren Wert gegenüber dem Urprodukt erheblich gesteigert war.

Wenn wir hier den ergänzenden Wert des Handwerks für den deutschen Osthandel betonen, so muß aber auch die Gegenseite sogleich gebührend hervorgehoben werden. In den beiden angeführten Fällen ist es nur mit der Unterstützung des eingefahrenen deutschen Großhandels möglich gewesen, daß das Gewerbe der Kolonialstädte zu exportreifer Erzeugung aufsteigen konnte. Ohne den aus West- und Mitteldeutschland zugeführten Waid hätten die ostdeutschen Tuche eines Farbstoffes entbehrt, der für ihre Veredlung unerläßlich war. Und ohne die von den eigenen Kaufleuten getätigten Zufuhren bis von Rußland her hätten die Meister und Gesellen des ehrbaren Kürschnerhandwerks niemals ihre umfassende Standarderzeugung aufnehmen können.

Um den Reigen der ineinandergreifenden Berufe der kolonialen Bevölkerung zu schließen, sei auch daran noch erinnert, daß die Grundlage der ostdeutschen Tuchweberei eine Schafzucht war, die gleichfalls erst durch die Kolonisation ihren entscheidenden Aufschwung genommen hatte.

V.

Überblicken wir die ostelbische Kolonisation als ein Ganzes, so erscheint sie zusammengesetzt aus einer Anzahl von Einzelakten, deren jeder für sich aller jener Züge entbehrt, welche sonst der Geschichte ihre Anziehungskraft auf die Gemüter verleihen. Es mangeln ihr die beherrschenden Führergestalten und klingenden Heldennamen, in denen sie sich verkörperte. Adolf v. Holstein und Heinrich der Löwe, Hermann v. Salza, Ottokar II. von Böhmen und Kasimir der Große von Polen haben ihr wohl in ihren Teilgebieten den staatlichen Rahmen geschaffen, sind darin Anreger und Förderer, aber keine Durchführer der Kolonisationsarbeit gewesen. Diese hat auch während ihrer Dauer keine Geschichtsschreibung gefunden. Selten berichtet einmal eine Chronik, wie die des Holsteiner Pfarrers Helmold v. Bosau, für ein kleines Gebiet von den Siedlungsvorgängen selbst. Den weitaus größten Teil des Bildes müssen wir aus einzelnen Urkunden rekonstruieren, die einmal eine Stadt, einmal ein Dorf, kaum je eine ganze Landschaft betreffen. Hier stoßen wir freilich auf die Namen derer, welche die einzelnen Siedlungen angelegt haben. Aber auch diese oft wiederkehrenden Walter und Heinz und Kunz, deren Herkunft und deren Nachfahren wir meist nicht kennen, werden für uns nicht zu Menschen, die wir zu erfassen vermögen. Ungezählte Vorgänge knüpfen sich überhaupt an keine Persönlichkeiten. Oft schließen wir allein aus der Dorfform, der Flureinteilung, dem Stadtplan, aus dieser oder jener Rechtseinrichtung, daß einmal ein Kolonisationsakt stattgefunden. Der größte Teil des so umfassenden Werkes hat sich anonym vollzogen.

Es ist unendlich bezeichnend für unser Volk, daß diese Kette namenloser Einzelvorgänge nüchternster Alltagsarbeit seine Vorstellungskraft so stark angeregt hat, daß die ostdeutsche Kolonisation mehr und mehr als eine nationale Großtat in sein Bewußtsein getreten ist. Es spürt wohl in diesem unverdrossenen Schaffen und Durchringen, in dem zukunftsfrohen Aufbau neuer Existenz auf Neuland Kräfte wirksam, welche gerade in ihrer ruhmlosen Schlichtheit zu seinem Innersten sprechen, und die erst in ihrer sinnvollen Vereinigung zu der großartigen Leistung geführt haben, die allen Anspruch hat, bewundert zu werden.

Deutschland im Spiegel eines Flußlaufs

Eine Wanderung durch das Lahntal

I.

Die Eigenart Deutschlands, das Wesen seiner Gestalt in Land und Volk, erwächst aus der vielschichtigen Mannigfaltigkeit seiner natürlichen Gliederungen und geschichtlichen Gebilde. Im Wechselspiel der großen wie der unmerklichen Kräfte haben Landschaften und Stämme, Berufe und Stände, geschichtliche Schicksale und staatliche Sonderungen, spekulative Anlage und Glaubensbewegungen, bei einem Gang zur Vereinzelung, auf einem kleinen Stück der Erdrinde eine unübersehbare Fülle von Gestaltungen hervorgebracht. Wohl kaum ein anderes Land hat — die vereinfachende Sicht des Fernen und Fremden berücksichtigt — solchen Reichtum an typischen und individuellen Bildungen aufzuweisen. Nimmt man aus dem Ganzen ein beliebiges Stück und betrachtet einen Landstrich auf seine natürlichen und geschichtlichen Elemente hin, so tut sich mit jedem Schritt des Forschens die wundervolle Tiefe und Breite unseres Volksdaseins auf, individuell geprägt auch auf dem kleinsten Raum. Es hat seinen besonderen Reiz, so zu verfahren und die große Welt wie das kleine Menschen-dasein im Spiegel der Heimat oder einer Landschaft anzusehen. Die einzelnen Dinge und Geschehnisse erscheinen dann ineinandergewirkt wie die Bilder eines Wandteppichs, wo jedes in seiner Besonderheit steht und doch alle zusammengehören zu einem großen Bild und gefaßt sind in einem Gewebe.

Wenn wir den Namen einer Gegend oder eines Flusses hören, stellen sich Erinnerungen und Vorstellungen ein von dem Landschaftsbild, den Städten und Dörfern, geschichtlichen Ereignissen, wirtschaftlichen Einrichtungen und den Menschen die da leben. Sie sind jedem gegenwärtig, wenn der Name des Rheins genannt wird, auch der Elbe und der andern Ströme, bei Gegenden wie Schwaben und Thüringen und Städten wie Berlin, Köln oder Heidelberg. Wenn es nur ein Lesestück aus der Schulzeit, die Bilder eines illustrierten Blattes oder aus einem Film sind, von irgendwo wächst ein Bild aus dem Dunkel der Erinnerung, und die Phantasie tut einiges hinzu. Wer weiß aber, welcher Reichtum an Überlieferungen und Gebilden selbst mit wenig begangenen Gebieten und stillen Tälern verknüpft ist, deren Name nur selten unser Ohr streift? Und doch offenbaren sich hier die Wesenszüge des Deutschen in ihren großen und den feineren Grundlinien oft tiefer und wesentlicher als in den vielbesuchten Stätten des Reiseverkehrs.

Pommern und Ostpreußen sind so deutsch wie Schwaben und Franken, aber es gibt Gebiete, wo die Denkmäler dichter in die Landschaft gewebt sind und die geschichtlichen Quellen reicher fließen. Wenn hier das Lahntal gewählt wurde, so war neben persönlicher Verbundenheit vor allem die vielfältige Verflochtenheit dieses Tals mit der deutschen Geschichte und das abwechslungsreiche Gesicht von Land und Leuten bestimmend. Der erkennt am meisten, der den Gegenstand seines Forschens in seinem Dasein sieht und achtet und darüber hinaus noch ein inneres Verhältnis zu ihm hat.

Ein Fluß gibt dem Gebiet, das er durchfließt, Zusammenhang und Gepräge und darum mit Recht oft den Namen. Beim Rhein und Main bedarf es dafür keines Beweises. Aber auch der Lahn wohnt diese Formkraft inne. Vergleicht man sie mit dem

ihr entsprechenden Nebenfluß des Rheins, der Mosel, so zeigt sich auf den ersten Blick, wie verschieden bei räumlicher Nähe diese „gegenständigen“ Flüsse geartet sind und wie jedes Tal seinen eigentümlichen Charakter hat. Das Moseltal ist in seiner Gestalt großförmig und einheitlich in seinem Landschaftsbild, in seinem Wesen mehr herb als lieblich. Die Berge um das Tal begleiten gleichmäßig den Fluß auf seinem Lauf, der Weinbau an den Hängen ist die Nahrungsgrundlage seiner Bewohner. Gewerbe und Industrie dienen der Versorgung der nächsten Umwelt. Das Hinterland ist kärglich und nur dünn besiedelt. In der Volksart findet sich durch das Tal hin in der Gemeinsamkeit des Rheinisch-Katholischen wenig Verschiedenheit. Ländlich-kleinstädtisch ist diese Landschaft und die einzigen größeren Städte, Trier und Koblenz, liegen an ihren Grenzen. Koblenz ist sogar mehr Rhein- als Moselstadt.

Anders dagegen die Lahn. Schon das Tal im ganzen ist reicher profiliert, teils herb und kräftig, teils lieblich und anmutig. In seinen einzelnen Teilen ist es mannigfaltiger gegliedert und als Kulturlandschaft reicher ausgestattet. Gewerblich und industriell zeigt es eine überraschende Vielseitigkeit, nicht in großen Betrieben, sondern über das Tal hin verteilt die verschiedensten Formen, die sich der Landschaft einfügen. Dazwischen stehen die vielen geschichtlichen Denkmäler und weben die Erinnerungen. Die Menschenart zeigt in den Übergängen vom Westfälischen zum Hessischen und Rheinfränkischen größeren Wechsel als an der Mosel. Im weiteren Betracht ist das Lahntal ein typisch westdeutsches Gebiet, mannigfaltig in seinem kulturellen Gepräge auf dem mittelgebirgigen Grundcharakter der Landschaft mit seinem Formenreichtum und Gliederungsgefüge. Aus den wirtschaftlichen Tätigkeiten, den kleinen Städten und Dörfern, den Burgen und Klöstern ist so eine eigentümlich abwechslungsreiche und reizvolle Kulturlandschaft entstanden, der die auch im Schroffen nicht unmäßige Natur einen anmutigen und ausgleichenden Hintergrund verleiht. In all dem ist das Lahntal durch Natur und Geschichte sehr deutsch, zerrissen und vielgestaltig und doch geschlossen und eine Einheit, von einem geheimen Zauber bis in die unscheinbarsten Dinge durchwirkt.

Die Lahn ist in Deutschland wenig bekannt. Sie hat nicht so berühmte Städte und Denkmäler aufzuweisen wie der Rhein, es fehlt ihr die Poesie des Weines, und sie liegt eben abseits. Die Eisenbahn durchzieht das ganze Tal, aber wer die kurze Strecke des Laufs befahren will, muß wohl ein paarmal umsteigen. Diese Abseitigkeit hat wieder ihr Gutes. Sie hat erhaltenswerte Lebensformen und Dinge der Vergangenheit den zerstörenden Ansturm der Maschinenzeit überdauern lassen, in der Natur wie in den Siedlungen, in den Volksüberlieferungen wie in den Seelen der Menschen. Wie der junge Goethe in Wehlar die Schönheit und Traulichkeit der Lahnlandschaft erlebte, so kann der besinnliche Wanderer auch heute noch eintauchen in den bildenden Reichtum der Vergangenheit und eine in sich ruhende naturnahe Welt. All dies verträgt sich mit den Stätten der schaffenden Gegenwart, den Sägewerken und Hütten, den Hochöfen und den Drahtseilbahnen der Erzgruben und Steinbrüche. Auch dieses Ineinander von Natur und Technik ist ein Abbild des größeren Deutschland. Eine Wanderung durch das Tal läßt seinen konservativen und zugleich lebensoffenen und rührigen Charakter erkennen. Im Schreiten erlebt der Wanderer in Erinnerungen und Bildern, wie stark und echt Deutschland in diesem Tal sich kundgibt und spiegelt.

II.

In einem stillen Waldtal wächst die Lahn aus dem Dasein eines Waldbaches heraus und wird zu einem Fließchen, das sich in vielen Windungen durch Wiesen schlängelt. Die Anfänge liegen in einem klassischen Gebiet der Kleinstaaterei. Die wittgensteinschen Fürstentümer leben mit ihrem Namen in dem westfälischen Kreise Wittgenstein



Laasphe

Biedenkopf mit
dem ehemals
landgräflichen
Schloß (Phot.:
Hanfa=Luftbild
G. m. b. H. Nr.
37887, freige-
geben lt. Ver-
fügung vom
22. 1. 34)





Schloß Wittgenstein bei Laafphe



Marburg: links unten die Universität, dahinter weiter oben die Pfarrkirche, in der Mitte oben das Schloß, links davon die Spitzbogen der Freilichtbühne



Das spätgotische Standbild der heiligen Elisabeth in der St. Elisabethkirche (Phot.: Kunstgesch. Seminar, Marburg)



Marburg: Blick von der Augustenruhe auf die St. Elisabethkirche



Oben: Weßlar (Phot.: Hanfa-Luftbild G. m. b. H., Nr. 25582, freigegeben lt. Verfüg. vom 2. 6. 34). Unten links: Das Charlotte=Buff=Haus (Presse=Photo) Unten rechts: Der Weßlarer Dom (Phot.: Kunstgesch. Seminar, Marburg)





Stadt und Schloß Braunfels



Weilburg: Aufgang zum Schloß
(Phot.: Kunstgesch.
Seminar, Marburg)



Burg und Stadt Runkel (Phot.: Krupp)



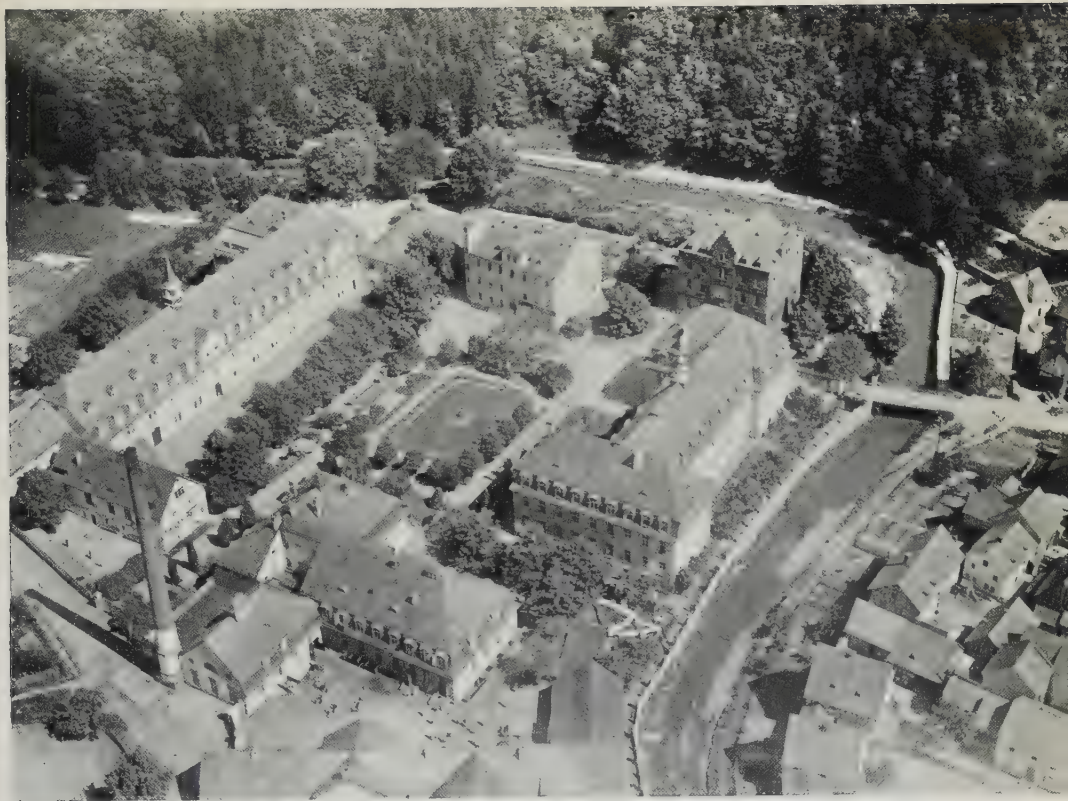
Die Lubenfiuskirche in Dietkirchen
(Phot.: Krupp)

Auf der alten Brücke in Limburg
(Phot.: Dr. Paul Wolff)



Schloß Dietz

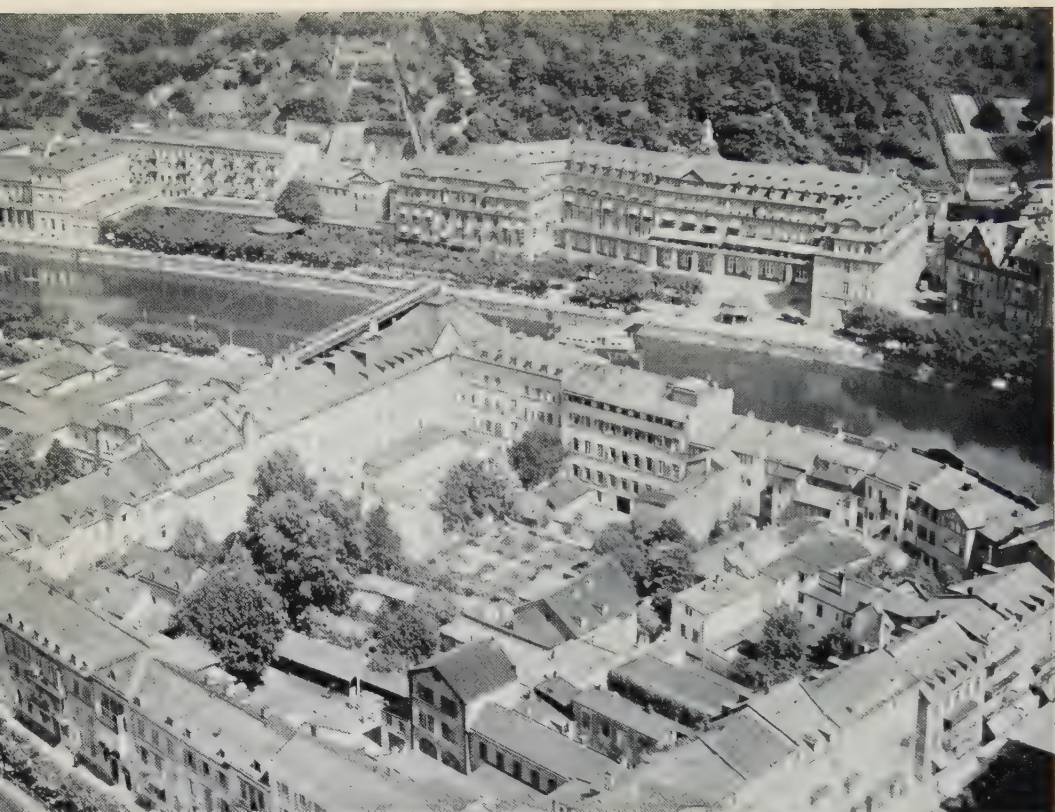




Naffau (Phot: Hanfa=Luftbild G. m. b. H. Nr. 33921, freigegeben lt. Verfüg. v. 2. 6. 34)



Wilhelm I. von Oranien=
Nassau. Nach dem Ge-
mälde von Antonis Mor



Bad Ems (Phot.: Hanfa=Luftbild
G. m. b. H. Nr. 33224, freige-
geben lt. Verfüg. v. 2. 6. 34)



An der Kurpromenade in Bad Ems



Burg Lahneck in Niederlahnstein



Das
Lahn-Wirtshaus
in Oberlahnstein
(Phot.: Krupp)



Das Schloß der Freiherren
vom Stein in Nassau



Der Reichsfreiherr
vom Stein

fort. Auf dem Schloßhof des nahen Verleburg stapft als Sinnbild der versunkenen Dynastenherrschaft ein Invalide in alter Uniform mit breitem Bandler als Wache herum. Einer der Fürsten hat sich an der Lahn ein eigenartiges Experiment geleistet. Im 18. Jahrhundert siedelte er in dem Dorf Salmannshausen eine Reihe von Zigeunerfamilien an und bediente sich ihrer als Handelsleute und Rundschaffer. Sie haben sich aber längst wieder auf die Wanderschaft gemacht.

Die Lahn ist reich an Mineralien und schon am Oberlauf findet sich ihre wirtschaftliche Ausnutzung. Um Laasphe, wo im Wald versteckt das wittgensteinsche Stammschloß liegt, gibt es mehrere Eisenhütten, die meist Öfen herstellen. Sonst spielt die Holzgewinnung und -verarbeitung noch eine große Rolle. Laasphe ist dabei ein Kleinstädtchen geblieben. In der Ringstraße ziehen sich die Fachwerkhäuser der Alderbürger um die Stadt, Menschen und Vieh unter einem Dach beherbergend. Hinter Laasphe schneidet die Provinzgrenze das Tal. Die politische Grenze ist künstlich, das Wittgensteinsche gehört stammlich nach Hessen. In Hessen-Nassau ist die Lahn recht eigentlich in ihrem Lande, sie ist der einzige wirklich hessen-naussauische Fluß. Die Provinz ist aus mehreren Kleinstaaten geschaffen worden, aber die Lahn, die durch Hessen und Nassau fließt, zeigt, daß die Teile gut zueinander passen.

Das Kreisstädtchen Biedenkopf ist wie Laasphe ein Luftkurort. Für den Nassauer am Rhein ist Biedenkopf der Inbegriff des Hinterlandes, fern im Walde. Nach Biedenkopf kommen noch ein paar Hütten, dann tritt das Tal wieder in die Naturlandschaft ein. Die Bauerndörfer herrschen vor. Der konservative Grundzug des Hessentums zeigt sich in der Erhaltung der Trachten. In diesem deutschen Kernland ließ sich der Norddeutsche Abbelohde nieder. Das Dorf Gossfelden am Lahnknie, wo er früh starb, wurde ihm zur zweiten Heimat. Abbelohde ist ein Maler der Sinnigkeit, der heimlichen Schönheiten und der Dinge aus dem Zwischenreich von Traum und Wirklichkeit, als Künstler damit in einem besonderen Sinne deutsch wie Ph. O. Runge und E. O. Friedrich.

Bei Marburg tritt das Lahntal aus seiner ländlichen Abgeschlossenheit und mit Marburg ragt die Lahn zum erstenmal in ihrem Lauf in die große deutsche Geschichte. Schon baulich ist die Stadt ein einzigartiges Denkmal der Väterzeiten, vor allem durch den prachtvollen Aufbau über dem Fluß. Die Elisabethkirche zeigt die klaren großlinigen Formen der frühen Gotik. Daneben sind Reste der Niederlassung des Deutschordens erhalten. Beherrschend steht über der Stadt das landgräfliche Schloß, wirklich großartig in der Anlage. Darunter breitet sich das Gewinkel der Bürgerstadt, repräsentiert durch das gotische Rathaus und ausgezeichnet durch reichverzierte Fachwerkhäuser. Welches Fluidum von Erinnerungen webt um diese Stadt! Hier lebte die Heilige Elisabeth, wohl die innigste unter den frommen Frauengestalten des deutschen Mittelalters. Ihre liebliche Erscheinung wird kontrastiert durch ihren Beichtvater, den strengen Dominikaner Konrad von Marburg. Auf dem Schloß fand 1529 die entscheidende Begegnung zwischen Luther und Zwingli statt, die als Marburger Religionsgespräch fortlebt. Zwei Jahre vorher hatte der mutige Landgraf Philipp die Universität als eine Heimstätte des reformatorischen Geistes gegründet. Etwas von dem protestantischen Pathos ist in ihr lebendig geblieben bis auf den heutigen Tag. Der fromme Menschenfreund Jung-Stilling übte an ihr seine ärztliche Kunst. Durch das Behringsche Institut ist Marburg auch der Ursprungsort des Diphtherieserums. So haben sich in dieser Stadt Wesenszüge des Deutschen in großen Menschen offenbart, die Unbedingtheit eines kämpferischen Lebens aus dem Glauben in Konrad von Marburg, Luther und Philipp von Hessen und die Ausstrahlung eines reichen Innenlebens in tätige Nächstenliebe in der Landgräfin Elisabeth und dem Häuslerssohn und Autodidakten Jung-Stilling. Mit Marburg verknüpfen sich auch Erinnerungen an die Brüder Grimm, Savigny, Brentano und Bettina von Arnim.

Mit 25000 Einwohnern fügt sich Marburg ganz in die Landschaft ein, ja es wächst aus ihr mit Notwendigkeit wie ein Kristall aus dem amorphen Gestein. Die zierlichen

Hessenmädchen gehen in der „Marburger Tracht“. Die Universität bleibt äußerlich im Kleinstädtischen. Sie war immer ein Hort des Korporationswesens mit seiner Romantik und seinem Überschwang. Bei der Anlage der Hausklingeln nimmt man darauf Bedacht. Dieser Charakter Marburgs tritt so recht bei einem Vergleich mit der benachbarten „darmheßischen“ Konkurrenzuniversität hervor. Nach Gießen zu weitet sich das Tal und bekommt einen flächigen Zug. Die Wälder, die es bis dahin säumten, treten zurück. Äcker und Wiesen herrschen auf dem feucht-fruchtbaren Grund vor. Das Gelände ist mehr hügelig als gebirgig. Die Gießener Gegend hat etwas Rheinmainisches, das schon kulturell sich unterhalb Wehrlars wieder verliert. Die Dörfer zeigen den städtischen Einschlag des rheinischen Hessen und sind zum Teil mehr Arbeiterwohngemeinden als Bauerndörfer. In Lollar dominiert die Industrie mit einem großen Eisenwerk. Auch Gießen hat etwas Industrie. Während in Marburg von Industrie, Handwerk, Verkehr und Handel insgesamt 45 Prozent der Bevölkerung leben, sind es in Gießen 57 Prozent. Gegenüber Marburg wirkt Gießen modern, etwas glatt und fast elegant. Diesen Eindruck verstärkt die Ebene, in der die Stadt sich weit ausdehnen konnte. An Bauwerken findet sich Bemerkenswertes nur aus der Renaissance. Im Zeughaus und den Schlössern hat Gießen ein paar monumentale Profanbauten. Das alte Rathaus nennt Dehio „eine Perle der Gattung“. Die Universität ist ausgesprochen Landesuniversität und ist nicht sehr stark besucht. Besondere Pflege findet an ihr die Volkskunde, aber ihr bedeutendster Anteil an der Wissenschaftsgeschichte liegt auf naturwissenschaftlichem Gebiet in dem Forschergenie und der Lebensleistung eines Mannes. Von 1824 an wirkte in Gießen Justus von Liebig und legte mit seinen umwälzenden Entdeckungen in der Agrarchemie den Grund für die rationelle Landwirtschaft. — Am Scheitelpunkt wichtiger Bahnen ist Gießen zum bedeutendsten Verkehrspunkt des Lahntals geworden. Auf ein kurzes Stück wird es hier aus seiner Abgerücktheit gehoben. Auch im Straßennetz kommt die beherrschende Verkehrslage zum Ausdruck. In einer Spinne laufen neun Landstraßen auf Gießen zu. Der Charakter der Lahndlandschaft tritt hier am wenigsten hervor. Die Konturen verschwimmen, deutlich sind obere und untere Hälfte des Tals geschieden. Die Bäder hat von beidem wenig. Politisch gehört die Gießener Gegend zum Land Hessen.

Am Horizont von Gießen stehen als Mahnmale der alten Reichsgeschichte die mächtigen Bergkegel der Burgen Gleiberg und Vexberg, Zeugen eines Zeitalters, das im nahen Wehlar mit am längsten sich in der zugleich ehrwürdigen und lächerlichen Einrichtung des Reichskammergerichts erhalten hat. Wehlar ist eine seltsame Mischung von Vergangenheit und Moderne. Unten im Tal liegen die Buderuschen Eisenwerke mit Hochöfen, wie sie sonst nur die Schwerindustriegebiete kennen, nicht weit davon die optischen Werke von Leiz, die Spitzenleistungen deutscher Technik hervorbringen. Um den Bahnhof breiten sich die neueren Viertel. Drüben am Berg beginnt das Wehlar der Vergangenheit. Da klettern krumme Straßen am Hang entlang, weiten sich zu Plätzen, machen Rehren und werden gesäumt von alten Häusern von patrizischem Gepräge. Dazwischen finden sich abgezirkelte putzige Kleinstadtgärten. Über all dem steht der unvollendete Dom, ein Gemisch romanischer und gotischer Bauweise, umwittert von der Romantik des Vergehens, ein Stück echtes Mittelalter. Wenig entfernt liegt die Ruine der Reichsburg Ralsmunt wie ein Trümmerstück der vergangenen Reichsherrlichkeit. Wehlar war die einzige freie Reichsstadt an der Lahn, und den jungen Frankfurter Juristen Goethe mochte eine verwandte Lust anwehen als er am Reichskammergericht zu seiner Ausbildung tätig war. Wir Nachgeborenen wissen, daß ihn in Wehlar andere Dinge tiefer bewegten. Die Welt verdankt seinem Aufenthalt dort eine der schönsten und menschlichsten Dichtungen, die Leiden des jungen Werther. Von dem Haus der Charlotte Buff wird sich der Schimmer dieser Erinnerung über die Stadt breiten, solange die deutsche Sprache lebt.

Hinter Wehlar rücken die Berge dichter an das Tal. Die Seilbahnen der Erzgruben stören nicht den Frieden der Naturlandschaft. Auch das Städtchen Braunsfels, hoch über der Lahn, fügt sich ihr ein. Fern vom Zug der Zeit führt es ein geruhssames Dasein und zieht durch seine Abgeschlossenheit und reizvolle Umgebung viele Fremde an. Von der Terrasse des Schlosses bietet sich ein herrlicher Rundblick über das mittlere Lahntal. In diesem zerklüfteten Gebiet saßen Duzende kleiner Herrschaften, die alle politische Selbständigkeit beanspruchten und bei jeder Teilung winziger wurden, bis das Gewirr der Ländchen so kraus und ihre Ohnmacht so offenbar war, daß das künstliche Gebilde beim ersten Anstoß einstürzte.

Auch die nächste Stadt, Weilburg, war einmal Residenz, Sitz des Hauses Nassau-Oranien, aus dem mancher tapfere Mann hervorging. Das wahrhaft fürstliche Schloß ist der sichtbare Zeuge dieser Vergangenheit. Breit ausladend, in feurigem, rotem Sandstein, krönt es den Gipfel eines Hügels. Weilburg ist ein Städtchen gelieben, kleinstädterlich und gemächlich, ungemein idyllisch in seiner Lage über der Lahn, die sich um den Berg schlingt. Bei dem Namen der Stadt taucht nicht nur die Erinnerung an Fürsten auf; mit ihm ist auch der Name eines schlichten Bürgersmanns verknüpft, der es in seinem Bereich auch zum Souverän brachte. In einem Häuschen beim Schloß hat der Begründer der deutschen Volkskunde, der geniale und originelle Wilhelm Heinrich Riehl die entscheidenden Jugendjahre verbracht. Es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre ein ehrfamer Schuhmacher geworden. Aber Riehl fand den Weg in die weite Welt. In Weilburg sammelte er die ersten Eindrücke für seine großangelegte Naturgeschichte des Volkes, und von hier trat er die Wanderungen durch Deutschland an, deren Frucht seine lebendige Volkswissenschaft ist. Wenn jetzt die Hochschule für Lehrerbildung von Frankfurt a. M. nach Weilburg verlegt wurde, so hat das von Riehl her einen tiefen Sinn. Dieser Boden hat Erdnähe und bewahrt in seinen Menschen unverbrauchtes Volkstum.

Unterhalb Weilburgs ist das Lahntal wenig von der wirtschaftlich-technischen Entwicklung berührt. Runkel wirkt mit seiner massigen Burgruine urhaft schwer und dunkel, wie ja schon der Name solche Vorstellungen weckt. Hier herrscht ein anderes Zeitmaß, dessen Zeichen die verwitternden Mauern sind. Fast unverändert hat das Städtchen Jahrhunderte überdauert. In diesem Teil des Tals häufen sich die baulichen Erinnerungsmale. Gegenüber Runkel liegt das feste Haus Schadeck, weiter flussab stehen in Dohn die Reste einer Burg der Grafen von Nassau, und wo das Tal sich vor Limburg weitet, erhebt sich auf steilem Fels über der Lahn, in eindrucksvoller Wucht und Größe der Abmessungen, die romanische Stiftskirche des Hl. Lubentius in Dietkirchen. Alle Kräfte und Formen des deutschen Mittelalters schießen zu einem reichen Gebilde zusammen in Limburg, der ehrwürdigen Stadt, deren Chronik uns viel vom Leben und Denken unserer Vorfahren überliefert. Neben der Elisabethkirche in Marburg ist der Limburger Dom der bedeutendste Kirchenbau an der Lahn. Er steht auf der Grenze zwischen Romanik und Gotik, wo diese sich langsam aus den älteren Formen löst und noch vieles von ihnen bewahrt. Die malerische Lage über der Lahn hat nicht ihresgleichen. Daneben stand das Schloß, mit dem Dom zu einem Bild verschmolzen. Vor einigen Jahren fiel es den Flammen zum Opfer. Limburg ist reich mit sakralen und schönen Profanbauten ausgestattet, unter denen mehrere Adelshöfe aus dem 17. Jahrhundert hervorragen. In der Geschlossenheit der mittelalterlichen Anlage bildet es ein Seitenstück zu Marburg, aber im Grundzug ist es breiter, schwerer, bäurischer, schon um einen Schuß süddeutscher und rheinischer.

Wirtschaftlich sind an der unteren Lahn die Urstoffe Holz, Eisen und Stein von großer Bedeutung. Von ihrer Gewinnung lebt ein gut Teil der Bewohner. Besonders reich ist die Ausstattung mit Gesteinen. Marmor, Schiefer, Sandstein sind die wichtigsten. Überall im engen Tal trifft man die Spuren ihrer Ausbeute. Aber die Landschaft

bleibt ländlich und das nächste Städtchen am Lauf wirkt nicht anders. Diez birgt sich im Schutze der Burg auf dem Felskamm, durch den Schieferbelag der Häuser ist es grau und düster. Nicht weit davon liegt das breit hingelagerte Barockschloß Oranienstein, früher Kadettenanstalt, nach dem Krieg der äußerste Vorposten der französischen Besatzung an der Lahn. Hinter Diez windet sich die Lahn durch das dicht herandrängende Gebirge, dessen Hänge steil ins Tal fallen, kaum Raum lassend für die Siedlung. Der rheinische Einfluß wächst. In Balduinstein hat sich ein streitbarer Trierer Bischof eine kunstvoll befestigte Burg angelegt, die seinen Namen trägt. Die Herren des Gebiets blieben die Grafen von Nassau, die allerorts an der Lahn in Burgen ihre Stützpunkte hatten. Von ihrer einstigen Macht zeugen die Ruinen der Stammburg in Nassau. In den Schicksalen Nassaus spiegelt sich so recht das Auf und Ab der deutschen Geschichte. Schon früh geht aus dem mächtigen Grafengeschlecht ein Kaiser hervor, der an der Spitze seines Heeres in offener Feldschlacht fällt. Durch viele Erbgänge kommt das Geschlecht bis ins Elsaß und nach den Niederlanden. Auch der Befreier der Niederlande, Wilhelm der Oranier, entstammt diesen Kleinfürsten. Er trägt den Ruhm seines Hauses durch das ganze Abendland. An der Lahn aber werden die Ländchen immer zwerghafter. Das dynastische Gewebe verfilzt sich, bis die napoleonische Staatenschöpferei aus den rechtsrheinischen Teilen und einigen anderen Herrschaften ein Herzogtum Nassau zusammenschweißt. Dem Rheinbundstaat ist kein langes Leben beschert. Im Vormärz wird Nassau zum Schulbeispiel der Kleinstaatserei, und nachdem es 1848 der Schauplatz des hicköppigsten Revolutionstrubels gewesen, geht es 1866 in Preußen auf. Wenn der alte Kaiser durch Jahre in Ems seinen Brunnen trank, geschah es nicht auch um das heiße nassauische Blut zu besänftigen und die „Rebeller“ mit der neuen Herrschaft auszuföhnen?

Die große Zeit des Bades Ems ist vorbei. Sein Ruhm ist an den treuen königlichen Saft geknüpft. Wenn diese Erinnerungen einmal verblassen, bleibt in den Geschichtsbüchern nur die rätselhafte „Emser Depesche“ lebendig, während die Ereignisse darum langsam dem Gedächtnis der Nation entschwinden. In dem schicksalschweren Sommer 1870 blickte ganz Deutschland nach der Lahn, und hier im idyllischen Ems fielen Entscheidungen, die unsere Gegenwart mitbestimmten. Nur ein paar Windungen trennen Ems vom Rhein, dem deutschen Schicksalsstrom. Flankiert von den Burgen und Kirchen von Ober- und Niederlahnstein mündet die Lahn in ihn. Gegenüber liegt Schloß Stolzenfels, um dessen Mauern sich die üppigste Rheinromantik rankt, dokumentiert in sentimentalen Liedern und Ansichtskarten. So aber gibt sich das eigentliche Deutschland nicht kund. Das liegt nicht im Vordergrund und im Lauten. Es ist eine Sache der Stille und der Tiefe. Ein Stück Weg talauf bleibt dieses Deutschland lebendig in der Erinnerung an den größten Deutschen, den das Lahntal hervorgebracht hat. Gegenüber der Burg von Nassau steht eine andere Ruine, deren letzter Herr dem Herzog von Nassau seine Hoheitsrechte als reichsunmittelbarer Edler abtreten mußte, damit dessen Land Fülle und Rundung bekam. Es war der Freiherr vom Stein, dem dies geschah. Nie hat der stolze Reichsfreiherr den Verlust seiner Selbstständigkeit anders denn als einen Raub angesehen. Mit seiner Person und seinem Wirken ging er in einem Größeren auf und diente ihm. Aus dem Kleinstaatswinkel an der Lahn, aus dem verblühenden Geschlecht derer vom Stein ging als Letzter seines Stammes der Vorkämpfer deutscher Freiheit und Einheit hervor, der mächtigste Gegenspieler des mächtigen Napoleon, nach Charakter und Eigenschaften einer der letzten Ritter. Seine Riesengestalt paßte nicht zu dem Auszüglerdasein eines mediatisierten Grundherrn. Als für ihn im Staat kein Platz mehr war, kehrte er nicht in die Heimat zurück, weil ihm die Menschen da zu ergeben waren. In Westfalen, bei den stolzen Nachfahren der alten Sachsen ließ sich der Kämpfer nieder, weil er hier Gesinnungen fand, die in ihm selbst wirksam waren. Stein hat über Nassau ein hartes Urteil

gesprochen, und wer jenem Landstrich als Heimat verbunden ist, hört die bittere Wahrheit mit Schmerz und Unwillen. Sie trifft einen Zug des deutschen Volkscharakters, das Untertanenhafte, das — Ergebnis vielhundertjähriger Gewöhnung — nur schwer auszumergen ist. Aber diese Weichheit und Nachgiebigkeit hat auch eine andere Seite und ist nicht Schwäche allein. Entspricht ihr nicht unsere Gutmütigkeit und die Biederkeit als Wesenszug und kann nicht aus der seelischen Biegsamkeit die Zartheit als Gemütskraft wachsen?

III.

Mit seiner Natur und seinen Menschen ist das Lahntal auf eine innige Weise deutsch und ein Spiegel unseres Wesens. Neben Abbelohde, dem hingebungsvollen und doch männlichen Künstler, steht die milde helfende Heilige Elisabeth, im Abstand von Jahrhunderten zwar, aber im Wesen verwandt. Und von hier reicht die Spanne bis zu den großen Willens- und Tatmenschen, zu Wilhelm von Oranien und dem Freiherrn vom Stein. Es sind wenige Männer des tätigen Lebens aus dem Lahntal hervorgegangen, deren Name der Geschichte angehört, keine Krupp und Harkort. Wo wäre hier Raum für ihre ins Große bauende Energie? Auch Gelehrte und Dichter von Rang hat es nicht hervorgebracht, wenig Menschen überhaupt, die sich durch sachliche Leistung allein legitimieren. In den großen Naturen des Lahntals sind bei allem Tun und Denken immer Herz und Gemüt beteiligt, der ganze Mensch in der ursprünglichen Einheit und Geschlossenheit seines Im-Volk-Seins. Das gilt von Abbelohde und der Landgräfin Elisabeth, von Jung-Stilling, Riehl und dem Freiherrn vom Stein. Darin sind sie sich verwandt, so weit auseinander sonst ihre Wesensarten liegen mögen. Auch Goethe wurde in dieser Landschaft in die Mitte seines Menschseins getroffen. Aber die holde Lieblichkeit der Gegend, in der Werther Lotte begegnete, hat zur Nachbarschaft die düsteren Hänge des Schiefergebirges. Das so anmutig anhebende Erlebnis löst die tragische Erschütterung einer leidenschaftlichen Seele aus. So liegen an der Lahn und in ihren Menschen neben dem Hellen und Schönen das Schwere und die dunkle Tiefe. Die Erdrinde dieses gesegneten Landstrichs wie die Charaktere seiner großen Menschen zeigen unter der Oberfläche die Gebrochenheit und nackte Härte alles Seins.

Die Lahn gehört zur Mitte Deutschlands, der Mitte, wo das Wesen kernhaft und unverfehrt bleibt, solange die gefährdeten Ränder es schützen. Zugleich, in einem seltsamen Widerspruch scheinend, ist diese Mitte zart und fein, wie das Deutsche in allem seinem Großen ist, wie Eckharts Predigten, Grünwalds Bilder, Luthers Sprache, Bachs Musik, Goethes Weisheit und Bismarcks Tat beides sind, stark und zart in einem, herzhaft in einem zwiefachen Sinn. Dieses stille Flützchen hat ein Erbe zu wahren und eine Sendung zu vollbringen: Lebensader dieser Kräfte des Volkstums zu bleiben, die wesenhaft sind und ewig im Volkskörper wirken müssen und Raum zu geben für mannhaftes Tun und frauliche Hingabe. Aus Natur und geschichtlichem Erbe hat diese Landschaft eine geheime Strahlungskraft. Wer sich ihr vertraut, in dem wirken die gleichen Mächte aus dem Blut und Geist der großen Vorbilder. Nur in Ehrfurcht und innerer Verbundenheit werden die Nachfahren dieses Erbes wert sein und sich mit Recht die Enkel eines starken und frommen, freien und zuchtvollen Geschlechts nennen dürfen.

Nestwurz

Novelle

I.

Eltern pflegen ihre Kinder als eine Art Eigentum zu betrachten, das sie selbst einst in verschwenderischer Stunde erzeugten; sie sind sich auch dessen bewußt, was sie sonst noch für sich verbuchen können, von den mannigfachen Wohltaten der Ernährung und der Hemden und Hosen angefangen bis hin zu den verzwicktesten Erziehungsmaßnahmen. Dies „es“ ist durchaus ein Teil ihrer selbst, und wenn es zufällig dem männlichen Geschlecht angehört, so wird es als „unser“ Sohn vorgestellt – was immerhin ein wenig zärtlicher klingt als „unser“ Garten oder „unsre Garnitur erstklassiger Plüschmöbel“. Aber dies „es“ mag erst elf Jahre alt sein: niemand kann es hindern, ein Ich zu werden und sich dann trotz aller Geborgenheit eines wohlbehüteten Daseins ein wenig verlassen vorzukommen; denn die Welt ist rätselvoller und schrecklicher als jene befriedete Insel des allgemeinen Übereinkommens, auf die sich der Erwachsene in einem gewissen Alter gerne zurückzieht. Und wenn auch ein bürgerlich erzogener Knabe bereits seine Tage hinter dem goldenen Gitter eines Pflichtenkreises zuzubringen hat, er weiß immerhin schon, daß es Türen in diesem Gitter gibt, und er blickt zum mindesten mit einem unerklärlichen Verlangen durch die einförmigen Stäbe, hinaus in ein schwankendes und überaus verworrenes Weltwesen.

Heinrich Sommerland wuchs in einer Familie auf, die von Beobachtern der menschlichen Dinge zuweilen als Musterbeispiel für den aufgeklärten Absolutismus bezeichnet wurde. Der alte Sommerland, in den besten Jahren befindlich und trotz eifriger turnerischer Bemühung zur Fülle neigend, war Gerichtsrat; er hatte Ausichten, weiterzukommen, und nichts konnte ihm in seiner Beamtenlaufbahn erwünschter sein als das Wohlwollen einsichtiger Vorgesetzter. Er hatte seine Frau aus Liebe geheiratet und dankte ihr, daß sie bei aller körperlichen Zartheit seinen Hausstand mit der ganzen Bereitschaft zum Opfer aufrecht erhielt, wie sie eine freudlose puritanische Erziehung gewährleistet. Sie besaß eine unscheinbare Anmut, war beherrscht und eine Mutter, die sich dauernd um ihre Kinder sorgte; nur ihr Blick verriet zuweilen, was ihr selber nicht zum Bewußtsein kam: daß es in ihrem Leben etwas Unerfülltes gab und daß ein übertriebenes Pflichtbewußtsein zu den zerstörenden Mächten dieser Erde gehört. Ihr Herz hing an ihrem ältesten Sohn, wurde aber gegenwärtig durch ein zweites Kind völlig in Anspruch genommen, ebenfalls einen Knaben, der noch in einem Wagen gefahren wurde und dessen erste Gehversuche eine verdünnte, aber immerhin merkbare Aufregung in das Familienleben brachten. Eine Magd, die mit Vornamen gerufen wurde, jedoch mit dem plötzlich anwachsenden Freimut abhängiger Geister in den achtziger Jahren „Fräulein“ genannt zu werden wünschte, vollendete den Hausstand. Sie hieß Martha, und Heinrich Sommerland, der Dienstboten ansah wie Eingeborene eines fremden Volkes, konnte sich nie ganz deutlich auf ihr Aussehen besinnen; es schien, als schaue er durch sie hindurch, welche Schwäche er dadurch wieder gutmachte, daß er sie tatsächlich zuweilen mit Fräulein anredete.

Schon ehe Heinrich das elfte Jahr erreichte, hatte er bereits die ersten Schritte in die Welt der Religion getan und von einem kahlköpfigen Herren, welcher schnupfte, die Mahnung empfangen, nie und unter keinen Umständen einen anderen Gott anzubeten als den Einen, der im Rauchqualm des Vulkans Geseze gab. Herr Brauer (denn so hieß sein Lehrer) hatte diesen Befehl mit der Tatsache der Schöpfung begründet und dadurch in dem Herzen des Knaben jene Verehrung befestigt, die er von Natur dem Urheber der Himmelswölbung, des Ozeans und der mit Bäumen und Kornfeldern bedeckten Erde entgegenbrachte. Aber auch Sommerland junior war ein Mensch, und der allgemeine menschliche Mangel an Folgerichtigkeit ließ ihn übersehen, daß in seinem Hause tatsächlich drei weniger erhabenen Gottheiten Opfer und Dienst geleistet wurde: dem Kammergericht, der erbarmungslosen Führung eines bürgerlichen Haushalts und dem Astanischen Gymnasium. Die erste dieser Gottheiten verwandelte den christlichen Sonntag in ein Gespenst, das in unerledigte Akten gekleidet war, die zweite machte eine zarte und empfindende Frau zur Sclavin toter Sachen, die dritte – nun, Heinrich Sommerland hatte den Kampf mit ihr aufgenommen, und das Ergebnis war, daß er ein ziemlich blutarmer und stubenfarbener Junge geworden war, mit einer ewigen Angst, zu spät zu kommen oder im Extemporale unter jene Grenze zu sinken, wo Verruchtheit anfängt und der Genius der römischen Sprache das Haupt verhüllt. Die Schule, die ihm übrigens durchaus wohl wollte, erschien ihm dennoch als ein Krake mit beliebig zu verlängernden Fangarmen; sie überschattete selbst die Ferien durch ein System von häuslichen Arbeiten, mit denen man sich Tag um Tag ein wenig zu beschäftigen hatte; wer es vermochte, beschädigte den überirdischen Glanz dieser Tage, wer es nicht vermochte, lernte auf eine einfache Weise den Begriff der wachsenden Schuld kennen. Immerhin wurde auch dies ertragen, da jeder es in das Unabänderliche einordnete; man klebte eben wie eine Auster am Felsen und hielt das für Schicksal.

Warum nun in diesem Jahr der Gerichtsrat schon im frühen Juli Urlaub nehmen durfte, so daß er mit den andern die Ferienreise unternahm, anstatt, wie gewöhnlich, als einsamer Trauermantel die Dünen der Ostseeküste zu verdunkeln: dies blieb, wie so vieles im Leben des Sohnes, ein Geheimnis der Eltern. Zuweilen glaubte er, daß das erfreuliche Ereignis nicht so erfreulich sei, denn der Hausarzt verweilte im Arbeitszimmer des Vaters, und sein ermutigendes Wort: „nur ein wenig Ausspannung!“ hatte den Klang einer abgegriffenen Beschwichtigungsformel. Aber dann wurden alle aufkommenden Besorgnisse verdrängt durch die ungeheure Tatsache, daß man ins Gebirge reisen werde.

Heinrich Sommerland kannte die Berge nicht, denn seine Heimat war flach wie eine Schüssel, war ehemalige Sumpfebene oder Prärie; er hatte eine Vorstellung von Winden, deren Atem bis Rußland brauste, von endlosen Kornbreiten oder Kartoffelfeldern, durch die der Zug, in giftigen Dunst gehüllt, mühelos dahinrollte, er kannte das Meer und liebte seinen Geruch und seine Unermeßlichkeit. Das Gebirge aber war ihm etwas Unwirkliches, getürmte Ungestalt und dämmernde Felschlucht, die er allein aus Märchen kannte und aus den blauen Visionen der Maler. Dort gab es, so dachte der Knabe, nicht die fruchtbare Erde, in der der wühlende Spaten zulezt auf Lehm, auf Ries oder Sand geriet, dort lagerte der Stein, Gebild der Urzeit und in sich Tiere und Pflanzen bergend, die verschwunden waren; er konnte von Granit, von Porphyr und Schiefer sprechen, wie man von Edelsteinen spricht, denn alles dies war fremd wie Smaragd oder Beryll. Ob es auch Wälder im Gebirge gab, die in ihren Wurzelarmen Felsbrocken trugen? Quellen würden dort sein – er träumte gern von ihrer eisigen Weiße, von ihrem durchsichtigen Grün. Das

Gebirge war schließlich das Unbekannte schlechthin, eine Mischung aus Geborgenheit und drohendem Unheil; er dachte an Holzdächer, die mit Steinen beschwert waren, an Tropfsteinhöhlen, an die Glöckchen der Maultiere, aber er dachte auch an gleitende Schlangen, an gesellschaftsfeindliche Herren, die mit Säcken beladen und mit Donnerbüchsen bewaffnet über den Grat des Gebirges schlichen, an Gasthäuser, in die man einkehrte, um fortan „verschollen“ zu sein – ein Knabe von elf Jahren verfügt zu jeder Zeit über einen unbeschränkten Vorrat an Phantasien, die das Leben erheben, indem sie es bedrohen.

Von der Reise selbst ist wenig zu sagen: Heinrich Sommerland erlitt jene Leiden, die der Erwachsene nicht begreift und die er immer zu erdulden hatte; vielleicht darf man sie als die Leiden des fünften Rades bezeichnen. Er hatte eine nervöse Angst, Aufsehen zu erregen, und es war kein Zweifel, daß schon die Droschke, mit der man zum Bahnhof länderte, Aufsehen erregte, denn auf ihrem Dach schaukelten zwei Bettfäcke und ein Kinderwagen. Er hatte ungern mit den Vertretern des Staates zu tun und natürlich ließ er seine Fahrkarte an der Sperre hinfallen und wurde von einem ebenso schnauzbärtigen wie allmächtigen Manne, der eine Lochzange schwang, entsprechend beurteilt. Er fand seinen kleinen Bruder albern als sonst – die andern erklärten es für Lebenslust. Und dann kam jene Periode, wo er zu sterben vermeinte an dem Gewoge des Abteils, am Geruch von Staub, Kohlenrauch, Rotwein und kalten Schweinekoteletten, die Zeit dehnte sich ins Aschgraue, und nur die spärlichen Stationen waren eine Erquickung. Grade jetzt mußte er sich im Spiegel sehen, ein Opfer von Gähnkrämpfen – er war aufs neue wie schon so oft von seiner Häßlichkeit überzeugt, ein Schmerz, den man niemand bekennen durfte. Selbst die Kunst konnte ihn in diesem Augenblick nicht trösten; er hatte Turlays „Schwedische Märchen“ mitgenommen und fand, daß die Buchstaben eine Art von Vocksprängen veranstalteten; als aber der Wolf auftrat und seinen Rachen öffnete, um mit Ruchen beschwichtigt zu werden – nein, nicht jede dichterische Vorstellung war geeignet, Freude zu erregen bei einem Knaben, der nun einmal das Eisenbahnfahren nicht vertrug!

Doch wie anders wurde alles, als die Familie in dem abgelegenen schlesischen Städtchen anlangte und alsbald einen Landauer bestieg, um den Rest des Weges in zweistündiger Fahrt zurückzulegen, nun eingehüllt in reine und kühle Bergluft und sanft dahingetragen durch eine Landschaft, wie sie der Knabe noch nie erblickt hatte. Heinrich saß neben dem Rutscher, einer Rübezahlgestalt, die allein schon ein Erlebnis war – welch tiefes Vertrauen konnte man diesem Mann entgegenbringen, dessen uralte Runzeln, dessen von lustigen Fältchen umfächerte Weihnachtsmannaugen, dessen rotlackierte Pseife mit dem Gesicht eines Wurzelmannes eine Atmosphäre großväterlicher Fürsorge ausstrahlten! Er schlug seine Pferde nicht, er streichelte sie mit flirrender Peitsche, ja, vielleicht wollte er nur die Fliegen verscheuchen; wenn er aber die Bremse zog, so hörte man das Stöhnen der gebändigten Erdgeister – er war der Gebieter des Gebirges. Einmal sagte er ein Zauberwort, das sich wie „Kretscham“ anhörte: da stiegen alle aus, um in einem ländlichen Garten eine Erfrischung einzunehmen. Es gab Butter, die man erst mit Salz bestreuen mußte – wie seltsam und köstlich zugleich! Die Milch, aus der solche Butter hergestellt wurde, ward von einer Magd in schäumendem Eimer vorübergetragen, und hinter der Hecke, die den Garten gegen die Wiese einschloß, brüllte die dazugehörige Kuh. Heinrich begab sich zu ihr und besah sie mit tiefem Wohlgefallen; er hatte selten Gelegenheit gehabt, einer Kuh näherzutreten. Wie sie das Gras abrupfte und träge malmend verzehrte und nicht nur das Gras, sondern auch Blumen, die im Grase standen –



Ricarda Huch



August Stramm

Die letzte Aufnahme des Dichters vor seinem Tode

er mußte schon sagen, daß dies verheißungsvoll war. Bis jetzt hatte er nicht daran gedacht, daß es im Gebirge auch Blumen geben würde.

Und wieder kletterten alle auf den Wagen und fuhren dahin, als hätten sie nie etwas anderes getan. Heinrich sah die Berge, die das Tal umsäumten; auf einem von ihnen glitzerte der Schnee. Zuweilen führte die Straße durch Engpässe, und der Wald zur Rechten stieg die Berglehne empor, und das Heidelbeerkraut glich einem dunkelgrünen Meer, das gleichfalls aufwärts floß. Er hörte das Rieseln der glasklaren Wasser, und es klang seltsam anders als der weitausholende Atem des Meeres; auch dies war ein „unermüdlich und immer“, doch von einer lichten Heiterkeit überglänzt. Der braune Abend machte ihn langsam müde, über sich erblickte er die Schrift der Sterne, und das näher rückende Dorf schlug seine Lichtaugen auf; der Wagen überholte heimkehrende Landarbeiter, trotkende Herden und schwere Fuhrwerke, deren gewölbte Plane schlafenden Walfischen glichen. Plötzlich hielten sie vor einem Terrassengarten, durch dessen Mitte eine Steintreppe zu einem hölzernen Hause emporführte; Schatten in Menschengestalt kamen ihnen entgegen und begrüßten sie in fremder Mundart.

II.

Ein Tier schrie, ein unbekanntes Geschöpf mit einer harschen Stimme, aber es war unsichtbar, und der Knabe, der in seinem ungewohnten Bett emporfuhr, glaubte, er habe geträumt. Sofort besann er sich und wußte, daß man ihn in der Nacht hierhergefahren habe, doch schien alles, was er erblickte, einer anderen Welt zu entstammen. Er sah sich in einem weißen Zimmer, und die Morgensonne flammte durch lichtblaue Vorhänge. Noch nie hatte er in einem ähnlichen Bett geschlafen, es war das ehrenwerte Bett eines Erwachsenen, ein wahres Schiff mit braunroten Borden und an seinen vier Ecken durch hölzerne Pinienäpfel gekrönt. Seine bloßen Füße standen, als er heraussprang, auf einer gewebten Fußmatte; wellenförmige Fäden deuteten den Ozean an, rote und grüne Farbenflecke wurden zu phantastischen Fischen, und seine Zehen berührten jenes der Schiffsbaukunst so wunderbar widersprechende Fahrzeug, das Noah einst erbaut hatte. Nun ging er mit leisen Tapsen über die Dielen und blieb an der entgegengesetzten Wand stehen: da hing ein Bild, eingeklast und von einem Rahmen aus herzförmigen Muscheln umrandet; es war das Bild eines heiligen Mannes, der einen Feuermantel trug und dessen viereckig geschnittener Bart spatenförmig von der Sonne hinter dem großen Haupt abstand. „Hat er mich in dieser Nacht beschützt?“ dachte Heinrich, „ich möchte wissen, ob die Sonne im Dunkeln leuchten kann?“ Denn die Sonne war goldener als das Gold der Schlüsselblume. Hier nach fand er ein Glasschränken, in dem dünnbeinige Waldestiere verwahrt wurden, alle zierlich geschweift, als seien sie Bewohner des Äthers, Hirsche und Hasen der Lüfte, milchweiß und aus einem Stoff gebildet, den er für Glas hielt. Ein anderer Schrank war verschlossen, aber der Schlüssel steckte darin: dort fand er, säuberlich aufgehängt, seine eigenen Kleider, zugleich auch einen grünen Jagdrock mit Hornknöpfen und auf einer oberen Bordung einen bunten Teller mit Samenkörnern.

Alles dies gefiel ihm ausnehmend, zumal da er jetzt die Vorhänge aufgezo gen und das Fenster geöffnet hatte, so daß zu dem Erlebnis der fremden Dinge und der himmlischen Farben noch die Lust des Morgenwindes kam, eines Windes, der den Geruch der Erde und des Waldes mit sich führte. Er stand eine Weile flatternd in dieser brausenden Begrüßung aller Sinne und begann dann, sich zu waschen und anzuziehen, in einer ihm unbekannten Munterkeit und mit

tanzen den Schritten. Dabei waltete um ihn eine heilige Stille, es war, als lägen alle Hausbewohner noch in dämonischer Betäubung des Schlafes, nur er allein lebte und trank die Frühe wie ein wunderwirkendes Elixier.

Er beschloß, sich die Welt sofort anzusehen, und fühlte dabei, daß er solches noch nie unternommen hatte; er fühlte es, weil sich sein Herz in ungewohnter Weise bewegte, fast, als habe jemand im Geheimnis der Dunkelheit dieses Herz ausgewechselt, wie man einen Kieselstein gegen einen Diamanten auswechselt oder ein Gefäß, das immer nur trübes Wasser einschoß, mit duftendem Wein füllt. Lautlos öffnete er seine Tür und blickte hinaus: da bemerkte er, daß er sich im ersten Stock befand, denn eine Stiege führte abwärts. Zugleich aber sah er auch die Tür des benachbarten Zimmers, und vor dieser standen zwei Stiefelpaare und zwei winzige Schuhe. „Da sind sie also“, dachte er, und das war alles, was er dachte.

Unten angekommen verließ er das Haus, und natürlich verlockte ihn sofort der Terrassengarten, der taubesprenzt wie am ersten Schöpfungsmorgen atmete. Aber dann sah er einen anmutigen Riesweg, der um das ganze Gebäude herumführte, und folgte diesem. Seine Schuhe knirschten auf den schwarz und weißen Steinchen; hier war alles Wiese, was nicht Weg war, und auf dem langen Gras standen verbogene Obstbäume mit unreifen Äpfeln. Er kannte Äpfel sonst nur in den Körben der Obsthändler, und da alles beglückt, was zum ersten Male gedacht wird, so empfand er es mit der Seligkeit einer Offenbarung, wie etwas in ihm sagte: „es sind die Kinder des Apfelbaumes – wirkliche Kinder!“ Als er dann mit spitzem Finger einen von ihnen anrührte, um gleichsam tastend auch den Reiz der seidendünnen Schale zu empfinden, wurde er aufgestört durch eine tiefe Stimme, die hinter ihm sagte:

„Die sind aber noch verheult sauer!“

Die tiefe Stimme schien trotz ihres Erzlautes nicht unfreundlich, sie bebte von Verständnis und klang fast wie das Selbstgespräch eines Mannes, der plötzlich um sieben Uhr früh sein eigenes Kinder-Ich vor sich herumtanzen sieht. Heinrich wandte sich um und sah sich einem alten Herren gegenüber, der behaglich aus einem der unteren Fenster lehnte. Er trug einen roten Schlafrock, er hatte einen viereckig geschnittenen Bart – nein, um sein Haupt war keine Sonne gestellt, dafür aber schmückte ihn ein schwarzes Käppchen mit einem grünen Wollknopf auf der Spitze, als sei eine zwerghafte Gurke unmittelbar aus der fetten Erde ans Licht gestiegen.

„Guten Morgen“, sagte der Knabe. Er sagte es mit einer Stimme, die noch kleiner war als der Apfel, den er berührt hatte. „Ich gehe so durch den Garten. Alle schlafen, nur ich nicht. Es ist ein prachtvoller Garten!“

Der Alte nickte. Er bemerkte, daß der Garten seiner Frau gehöre und daß es der beste Garten im ganzen Dorf sei, denn er trage sogar Erdbeeren. Man dürfe ihn ansehen, jawohl, das sei durchaus erlaubt. Von ihm aus – aber es sei nun eben der Garten seiner Frau. Sie habe eine Abneigung gegen Knaben, die Blumen oder Früchte anfaßten, Blumen und Früchte seien für sie dasselbe wie ganz kleine Kinder, man dürfe sie anlächeln, aber nicht zwiebeln oder gar aufessen!

Heinrich sagte: „vielleicht ein wenig streicheln?“ – aber der Alte hörte scheinbar nicht mehr hin, er verschwand und ließ ein beträchtliches Fensterloch zurück. „Mal hereinschauen!“ grollte er von innen, „kann auch was zeigen, das ist meine Sache, das ist Kunst, jawohl, da hat auch die Frau nicht hineinzuklirren – na?“

Jetzt stellte sich Heinrich auf die Beine: er war berauscht von all diesen Erlebnissen, und als er sich vorsichtig anhub, spürte er wieder den flügel-schlagenden

Zustand seines neuen Herzens. Wie eine Sonnenblume sah er nun ins Fenster hinein, gewachsen unter den Strahlen eines gütigen Gestirns. Was er erblickte, war ein riesiger Tisch, an dem der Alte gleich einem Zauberer hockte. Auf dem Tisch funkelte es von Kristall, es war, als sei hier für eine Festversammlung von Luftgeistern das Erdenklichste getan – da hatte jeder nach den Bedürfnissen seiner smaragdenen Seele zu trinken, nur der Wein fehlte noch. Schmale Liliengläser reckten sich empor, flachrandige Schalen wie die Blätter der Lotosblume, Tulipankelche und dunkelblaue Enzianblüten; der alte Mann aber hielt in seinen weißen und langen Fingern eine schön gewölbte Vase, die wie aus Äther gebildet schien, und bemalte sie mit einem dünnen Pinsel, der, in Zinnober getaucht, selber einem Pflanzenstengel glich. Er tupfte mit fühlender Hand ein rundes Auge, das flammende Auge eines ungewöhnlichen Vogels, dessen kobaltblauer Schweif sich um das hauchdünne Rund schmiegte.

„Dies wird ein Pfauenglas“, sagte, er und Heinrich sah entzückt auf das Ineinanderfließen der grünen, blauen und roten Lichter, auf die Wasserkühle der schillernden Glasblase, auf das Band einer goldenen Linie, die ringförmig die Bemalung gegen den umgebogenen Rand abschloß – es war, als ströme ein Brunnen über mit rieselnden Fluten, die an der Luft in Wellenlinien erstarrten.

„Wenn du den Garten hinuntergehst und auf der Straße nach Osten wanderst, dann kommst du auf einem Seitenweg abwärts zum tieferen Tal auf einen kreisrunden Platz, vielleicht triffst du dann die Pfauen, die zuweilen schreien, daß man es selbst hier vernimmt – niemand weiß, weshalb. Sie sind schreckhaft und träumen, denke ich, von den Tigern ihrer Heimat.“

Der Knabe fühlte sich entlassen und ließ sich wieder auf den Kiesweg nieder gleiten. Er sah, daß die oberen Fenster noch immer geschlossen waren, und tat, wie ihm geheißen. Als er den Terrassengarten hinuntereilte, bemerkte er ein weibliches Wesen mit einer Haube, die in der Nähe der Erdbeerbeete einen Kohlweißling zerstampfte, eine Beschäftigung, die ihre Mordinstinkte so nachdrücklich in Anspruch nahm, daß sie den Gruß des Kindes nicht beachtete. Heinrich machte sich davon, denn dies war offenbar die Frau, und er wünschte nicht, mit ihr bekannt zu sein.

Er trottete die Straße hinunter, er fand den Seitenpfad und begann zu laufen, denn es erschien ihm unmöglich, der starken Neigung des Geländes zu widerstehen. Dann aber hielt er inne, weil er zu beiden Seiten im Wiesen gras und unter den Gebüsch unbenannte Blumen entdeckte; sie leuchteten, wie er in der trüben Luft des Nordens nie hatte Blumen leuchten sehen, blutfarben, sonnengelb und blauer als der südliche Himmel. Seine Hand zuckte, sie abzupflücken, aber dann wieder reute es ihn. Statt dessen kniete er nieder und brachte sein Gesicht in ihre Nähe, er glaubte, sie müßten in unsagbarer Weise duften, spürte aber nur den Geruch der Erde und des Grases. Eine Glockenblume ließ er vorsichtig durch seine Hand gleiten; es war, als liebevolle eine junge Schwester. In diesem Augenblick schloß er einen Lebensbund, ohne es zu wissen: den Bund des Herzens mit jenen stillen Gestalten, die noch an den Ort gebannt sind und auf das Bewegte und Sichbewegende blicken in erstaunter Einfalt.

Als er weiterging, teilte sich der Weg, und er wählte den Pfad, der links abbog; jetzt hatte er nur noch den Wunsch, die Pfauen zu sehen. Vielleicht riefen sie, er wünschte es halb und halb fürchtete er diesen Schrei, der die Einsamkeit zerstückt und für sein Gefühl unerlaubt tierisch war. Er glich keinem Vogelgesang, keinem Laut, der voll Anmut dem Ohr behagen konnte, er war wie das Kreischen eines Geschöpfes, das in seinem kleinen Gehirn allein für boshafte Gedanken

Raum besaß. Sie mußten wohl böse sein — Tiere, die eine Sammlung blauer Edelsteine hinter sich herschleppten und durch ihre irrsinnige Pracht alle anderen Wesen verbleichen ließen. Indem er weiter und weiter lief mit Augen, die von langen Wimpern fast verdeckt wurden, wenn er nachdachte, wurde ihm ihr Bild immer deutlicher. Sie saßen alle auf einer breiten Quadermauer und ließen ihre Radschweife wie einen Fächer herabhängen, sie prahlten mit dem Grün der Eidechse und einem vergifteten Blau; einer aber, der stolze unter ihnen, saß ganz allein und hatte weiße Federn, weißer als Schneewolken und Eiskristall!

Der Knabe warf einen plötzlichen Blick an den Himmel, vielleicht weil ein unvermutet einsetzendes Glockenläuten ihn dazu veranlaßte, und nun glaubte er mit Gedankenschnelle, jenen König der Pfauen über das sanfte Morgenblau dahinziehen zu sehen, mit silbernen Mondfedern strahlend und zu unermesslicher Größe gedehnt. Zugleich aber führte ihn diese Auflösung des Gesichtes in die Wirklichkeit zurück, und er begann, sich zu wundern, daß jener kreisrunde Platz noch immer nicht erscheine, von dem sein bejahrter Freund gesprochen hatte. Auch schien der Weg, der doch in das Tal hinunterleiten sollte, in überraschender Weise wieder anzusteigen und demselben Pfad zu gleichen, den er im Anfang beschritten hatte. Ein vermorschter Baumstumpf mit einer Kolonie gelber fleischiger Pilzhüte kam ihm ebenso bekannt vor wie die roten Steinnelken und der abgeblühte Storchschnabel in der Nähe eines pferdekopfähnlichen Feldsteines: er wußte nun, daß er im Kreise gegangen war und fand seine Erkenntnis bestätigt durch das Auftauchen der Landstraße. Aber er nahm dies hin, als sei es selbstverständlich, nicht nur, weil er häufig sein Ziel verfehlte, sondern auch weil ihn solche Irrwege durchaus angemessen dünkten; denn er hatte das Seltsame und Schöne auffuchen wollen, während es doch immer nur durch Gnade gefunden wird.

Etwas anderes erschien ihm weit merkwürdiger: daß sein Auftauchen im Familienkreise zu keiner Untersuchung führte, wo er sich aufgehalten habe. Er traf die Eltern nach einiger Bemühung auf einer Veranda, und der Vater nickte ihm zu. „Da ist er ja!“ sagte er mit betonter Lustigkeit, „er hat sich schon umgesehen, er fängt an, sich die Welt um die Ohren zu schlagen!“ Hierauf sprach er von der wohlthätigen Kräuterluft dieser Gegend und von den Vorzügen eines peripathetischen Verhältnisses zum Leben; man werde sich bewegen, und was ihn angehe, so habe er die Absicht, täglich weite Gänge zu unternehmen. Alles dies erweckte den Eindruck, als wünsche er, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken und vor allem seine Frau zu beruhigen, auf deren Stirn eine nachdenkliche Falte nur langsam verschwand. Heinrich dachte, daß die Eltern über Dinge gesprochen haben müßten, die Kinder nicht verstünden, er liebte die Atmosphäre nicht, die dann zurückblieb und ihn fühlen ließ, daß er noch sehr jung sei.

III.

Eine Stunde später geschah, was der Knabe bereits gefürchtet hatte: die gesamte Familie brach auf, um sich, wie Sommerland sagte, gemeinsam der Natur in die Arme zu werfen. Es war eine Expedition, geleitet von einem äußerst auf Ordnung bedachten Kammergerichtsrat, ein massenhaftes und forsches Unternehmen, bei dem Proviant, eine Hängematte, Lektüre und für das jüngste Mitglied der entsetzliche Kinderwagen mitgeschleppt wurde. Heinrich selber hätte nicht sagen können, warum er alles dies mißbilligte, es gab auch keinen stichhaltigen Beweis für seine Überzeugung, daß die Ravalkade die Heiterkeit

so unkritischer Geschöpfe, wie es Hühner sind, erregen müsse, aber das derzeitige Lieblingswort der gesamten Quarta hieß: „da lachen ja die Hühner!“ und in diesem herben Urteil hatte er, hinter dem Zuge einherpendelnd, seine augenblickliche Meinung zusammengefaßt. Er wünschte nicht, Familie zu sein, am wenigsten, wenn Martha vorn den Kinderwagen schob und, der Herrschaft zu Gefallen, mit ihrem Schutzbefohlenen in jener Sprache plauderte, die mit Unmündigen als das einzige Verständigungsmittel gilt. Vor ihm schritten Arm in Arm die Eltern, sehr würdig und doch ein Widerspruch zu der moosbärtigen Landschaft. Warum mußte man über Menschen, die man doch lieb hatte, immerzu betrübt sein? Und warum gefiel er sich selbst so wenig? Denn während er in der Frühe wie ein Vogel gewesen war, unbedacht und unbewußt schwimmend im Element der Freiheit und Lebensfreude, war er jetzt wieder ein Knabe mit dünnen Beinen und leicht umknickenden Fußgelenken, unfähig, bunte und quellhafte Dinge zu denken, stolpernd über Baumwurzeln und angewidert durch den grämlichen Staub auf seinen Schuhen. Alle außer ihm schienen vergnügt zu sein, das Brüderchen freischte und warf mit wildem Schwung sein bewegliches Eigentum aus dem Wagen, Martha sammelte es geduldig auf und fand dabei hinreichende Gelegenheit, animalisch zu dösen und zuweilen, wenn ein Gehöft sich auftat, den Misthaufengeruch ihrer ländlichen Jugend wollüstig einzuatmen, die Eltern waren geradezu berebt und kosteten ihre Unterhaltung aus, wie es nur Erwachsene vermögen. Der Knabe hörte kaum, wovon sie sprachen, aber sicherlich waren es ungeheuer gleichgültige oder unverständliche Gegenstände, Dinge aus dem Bezirk, den sie bewohnten und gegen das nachfolgende Geschlecht zu verteidigen hatten. Er wurde freilich zuweilen ins Gespräch gezogen, aber dann gab es Befehle oder Erklärungen, die sich ihm oder der Vorstellung, die sie von ihm hatten, anpaßten. Sie waren immer liebevoll und geduldig, er hätte selbst seinen Vater, der ihm ferner stand, gegen jedermann verteidigt, und er wußte aus Gesprächen mit Schulkameraden, daß er gute Eltern hatte. Aber dennoch fehlte ihm etwas — warum ließen sie ihn immer merken, daß er nicht ihresgleichen sei? Ein Junge, der wie ein Meteor die Klasse durchzogen hatte und dann aus geheimnisvollen Gründen wieder verschwunden war, um anderswo sein Glück zu versuchen, hatte ihm einst von seinem Onkel erzählt. Dieser Onkel schien sein Ideal zu sein, er erwähnte ihn bei jeder Gelegenheit und rühmte ihm nach, daß er wundervoll albern sein könne — schlechthin albern. Ja, vielleicht war es das, obgleich der Nefte immerhin einen andern Ausdruck hätte wählen können. Aber: konnte man von einem Kammergerichtsrat dergleichen verlangen? Jener Oheim war Gemüsehändler gewesen. . . .

Nach unendlicher Zeit, wie Heinrich dachte, und in Wirklichkeit, nachdem eine halbe Stunde vergangen war, hielt die Familie inne, durch ein Halt! des Hausherrn festgebannt, das wie ein Pistolenchuß durch den Wald hallte. Man befand sich auf dem schmalen Fußpfade, der neben der zerwühlten und von Wasserpfügen blinkenden Landstraße entlanglief, drüben senkte sich ein von Gestrüpp ausgefüllter Abhang, zur Rechten stieg Tannenwald empor, und zwischen den geraden Stämmen waren auf dem nadelglatten Boden versunkene Steine sichtbar, mit Moos bedeckt wie mit einem Pelze. Der Wald rauchte von Harzduft, und überall gab es Sonnensflecken, die jede Faser und jedes Korn der scheinbar ins Unendliche aufsteigenden Erde sichtbar machten, die die Grashalme in Schwerter verwandelten und die noch unreifen Beeren des Blaubeerkrautes in schwarze, funkelnde Perlen. Es ergab sich, daß hier ausgeruht werden sollte, an passendem Ort wurde die Magd angesiedelt; sie breitete alsbald ein Tuch aus, um ihr Kind, das nicht ihr gehörte, darauf niederzusetzen, kniend wie

vor einem Idol und in selbstvergessender Mütterlichkeit bereit, seine Launen zu ertragen und auf sein Vogelgezwitscher zu hören wie auf heilige Weisheit. Von ihr entfernt ließ sich die Mutter nieder; sie ruhte in dem geflochtenen Netzwerk, das zwischen zwei Nachbarbäumen schwankte, ihr Mann deckte sie selber zu, und Heinrich sah zu seinem Erstaunen, daß er sie küßte, denn solche Zärtlichkeiten waren bei diesen Menschen nicht häufig, die sich seit Jahren gewöhnt hatten, im Schatten ihrer Pflichten zu leben und sich zurückzuhalten. Und als er dann mit dem Vater davonging, blickte sie ihnen nach, lächelnd und von ungewohnter Jugend angestrahlt.

Als Heinrich jetzt an der Seite seines Vaters einherschritt, mußte er darüber nachgrübeln, warum ihn, wenn er vorsichtig zu dem Älteren hinaufblickte, eine Art von Verlegenheit überkam. Wieder war hier das Unverständliche; er fühlte nur, daß dies Abschiednehmen anders gewesen war, als es sonst zwischen den Eltern stattfand, etwas wie ein roter Schein hatte den Vorgang eingehüllt, warum so leidenschaftliche Bewegung kühler Herzen und zugleich eine seltsame Angst, als könne das, was geschah, nicht noch einmal geschehen? Der Vater blickte plötzlich mit gerunzelter Stirn vor sich hin, dann entspannten sich seine Züge, dann lächelte er; aber er schwieg lange.

„Wir werden jetzt zum Wasser hinuntersteigen“, sagte er schließlich. Sie hatten die Landstraße überquert und einen schmalen Wildpfad gesichtet, der in den gegenüberliegenden Abgrund zu führen schien. Gebüsch rauschte, Ranken streiften den Armel des Knaben, winzige Steine setzten sich in Bewegung, und über ihnen dunkelte der Wald. Hier blühte keine Blume, aber es fanden sich Schnecken ohne Gehäuse, und ganz ferne trommelte ein Specht, als sei er der Signalbote eines wilden Stammes. Zugleich begann ein stilles Geriesel, Stimme der Einsamkeit, die unermüdblich vor sich hin sprach, ein zischendes Schäumen, ein Getropfe von fast metallischem Klang: zwischen dem lichter werdenden Grün brach Himmelslicht hernieder, und Heinrich sah mit Entzücken einen Gebirgsbach, der eilfertig von den höheren Bergen der Ebene zuströmte. Sie blieben an seinem Rande stehen, der Vater stützte sich auf seinen Bergstock und sagte:

„Er hat Gletscherwasser und Schnee getrunken, vor kurzem ist er durch das Räderwerk einer Mühle gelaufen, dann hat er die alte Glashütte erreicht, und nun rast er bald durch das Vorland, aber er wird immer langsamer werden und zuletzt ist er nur noch ein Spiegel für die ganze Welt, niemand sieht ihn mehr fließen, aber jedermann sagt, wie tief er ist und daß alles in ihm zur Ruhe kommt, die Bilder der Bäume und der Häuser, der Sternhimmel und die große Sonne. Und darnach kennt keiner mehr seinen Weg, denn er versinkt im Ozean.“

Der Knabe antwortete nicht, und es wurde auch wohl keine Antwort von ihm erwartet. Er blickte auf seinen Vater und folgte dessen Auge, das am jenseitigen Ufer des Gebirgswassers etwas zu suchen schien. Überall kloss dort der bewaldete Abhang empor, nur gerade an diesem Ort öffnete sich ein sehr schmales Seitental, das ein hier zuströmendes Gewässer erarbeitet hatte. Offenbar war drüben nach kurzem Steilanstieg des Ufers Raum gewesen für eine ebene Fläche, denn erst später drängte die Bodenwelle wieder sichtlich empor, mit undurchsichtigem Gebüsch und dem Wogenschlag einer neuen Tannenwildnis überflutet. Auf der unbewachsenen Lichtung blinkte es wie Wasserschein, und unbekannte Vögel flogen darüber eilfertig hin und her.

Der Vater äußerte den Wunsch, diese unerwartete Spiegelfläche anzusehen und begann alsbald zum Schrecken des Sohnes den Gießbach zu überschreiten, indem er von einem der darin verstreuten Felsstücke auf das andere

sprang. „Tu es nicht!“ rief der Knabe; er hielt das Wasser für abgrundtief und erlitt Seelenqualen, als sein Erzeuger daraufhin allerlei überflüssige Kapriolen versuchte, auf einem Bein stand wie ein Kranich und von Stein zu Stein pirouettierte – er konnte nicht wissen, daß auch für Kammergerichtsräte die Stunde kommt, wo knabenhafte Gelüste sie überwältigen, daß auch in dem gütigsten Menschen ein Bodensatz von Grausamkeit ruht und daß es seinem Vater in diesem Augenblick gefiel, sich die eigene Rüstigkeit und Lebensfrische gegenüber allen Ermahnungen des Arztes zu bezeugen.

„Komm herüber!“ rief jener, als er ohne Unfall am andern Ufer angelangt war. Und seltsam: jetzt schien die Unternehmung auf einmal gar nicht mehr gefährlich! Heinrich kletterte und sprang, etwas herzklopfend, aber nicht ungeschickt, wobei er auch sah, daß an vielen Stellen der Grund des Wassers durchschimmerte.

Bald darauf standen sie vor dem einsamen Teich und konnten sehen, daß seit langer Zeit kein menschliches Wesen diesen Platz betreten hatte, denn nirgends fand sich im weichen Ufersande die Spur eines Fußtritts. Sie blickten auf die Fläche, die den Himmel widerspiegelte, und bemerkten unter ihr schattenhafte Wesen, die bald stillstanden wie in einem Bann, bald eifertig und scheinbar ziellos dahinschossen. „Forellen“ sagte der Vater, und Heinrich, der solche Tiere noch nie gesehen hatte, betrachtete sie mit jenem erstaunten Lächeln, mit dem wir den Eintritt des Fabelhaften in die Alltäglichkeit begrüßen. Die Forellen ließen sich offenbar nicht gerne beschauen; sie trieben ihre seltsamen Spiele wie ein bewußtes Entgleiten, aber allmählich bemerkte er doch, daß sie schön gefärbt waren; sie hatten einen Rücken, so grün wie eine Olive, und dieser Rücken war mit roten Flecken besternt, als blute er. Allein dies Grün war nicht mit dem Federkleid eines grünen Vogels zu vergleichen, es atmete Kälte und wirkte schleimig, nie hätte er es anrühren mögen, wie ihm überhaupt das Geschlecht der Fische mißbehagte. „Fremde Tiere“, dachte er, „niemand kann sie begreifen, und sie haben ja auch nicht einmal eine Sprache.“ Sie waren merkwürdig, und das Merkwürdige war zugleich unheimlich. Dieses Wasser glich einem Bezirk des Todes, wer in den Lebensraum der Blutbesprengten eintrat, der mußte sterben, dort in der Tiefe war die Sonne nicht Sonne mehr, dort herrschte Schweigen und immer grauenvollere Nacht.

„Ich werde mich jetzt aufmachen“, sagte der Vater, und in die Berge steigen, ich kann dich heute nicht mitnehmen, denn ich muß nachdenken.“ Er sprach dies, als tue er lieber etwas anderes, und Heinrich fragte sich: wem nach? Wie seltsam das war, wenn man so ein Wort plötzlich ganz fremd vor sich sah: nachdenken! Es lag ein Klang darin von Verfolgung eines unerreichbaren Geschöpfes, es war ein atemloses Wort, ein Wort vom Suchen und Nichtfinden oder wenn man es fände, erreichte, ergriffe, das Unbekannte, Dunkle, Trübe – konnte man sich dann freuen? Und warum „mußte“ der Vater nachdenken? Wer hatte es ihm befohlen? Einen Augenblick ging etwas Unfaßbares durch seine Vorstellung: die Gestalt eines Unsichtbaren, Flüsternden, Mächtigen, der den Erwachsenen Befehle gab wie diese den Kindern – „du mußt, ich will es, du kannst nicht widerstehen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Lebendige Vergangenheit

Aus Paul de LagarDes „Deutschen Schriften“ (1827–1891)

Alles, was dem Menschen frommt, ist Ergebnis seiner eigenen Arbeit. Kein Volk kann die Grundsätze des politischen Lebens, kann die Ergebnisse der Weltkultur äußerlich überkommen: wir können derartiges niemals wie Vokabeln auswendig lernen, niemals wie einen Regenschirm entlehnen: wir müssen, was wir an geistigen Gütern besitzen wollen, selbst erobern.

✱

Wehe der Nation, welche nicht konservativ empfindet: sie trägt öffentlich zur Schau, daß sie unglücklich ist, daß ihre Geschichte nichts taugt, und daß sie ihre Staatsmänner für außerstande erachtet, den verfahrenen Wagen unzerbrochen und unzerlegt aus dem Sumpfe und von des Abgrundes Rand hinwegzuführen. Wehe der Nation, welche eine liberale Partei in ihrer Mitte duldet, bevor die natürlichen Grundlagen der Existenz vorhanden sind und die Volksgenossen ohne Ausnahme diese Grundlagen als unantastbar anerkannt haben: wobei ich, da wir Menschen aus Leib, Seele und Geist bestehen, die Bedingungen der materiellen Existenz von denen des psychischen und pneumatischen Daseins nicht unterscheiden und gegen jene nicht unterschätzen lasse, wofern sie als eines neben zweien gefaßt werden.

✱

Die Nation besteht nicht aus der Masse, sondern aus der Aristokratie des Geistes: die Nation lebt nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft. Die Ziele der Nation werden ihr nicht von den Menschen gesteckt, sondern von dem Lenker aller Geschicke im Himmel, welcher die Nationen dahin stellt, wo sie stehen sollen, nicht damit sie glücklich seien, sondern damit sie seinen Heilsgedanken dienen.

✱

So unideal sind die Deutschen noch immer nicht, sich der Prinzipien zu entschlagen. Wir haben weder die eine Anlage, auf eigenes Denken und Empfinden zu verzichten, noch die andere, dies Denken und Empfinden nicht an Höherem zu messen und zu orientieren: falls uns Servilität eingeimpft wird, gewöhnen wir uns nicht sowohl an das Gift als an die Hautkrankheit, mittels derer unsere Natur dasselbe ausstößt: sie heißt Opposition um jeden Preis.

Menschen gelten uns im öffentlichen Leben nur als Träger von Ideen. In dem Maße, in welchem ein Mann seine Person über die Ideen und Ziele, welchen er dient, hinaushebt, in demselben Maße verliert der Deutsche die Andacht zu ihm. Auf Heroenkultus sind wir nicht eingerichtet. Wir sehen Götzendienst in ihm und werden dem Heros gegenüber aus Gerechtigkeit gegen die Idee und unser freies, nur in Gott gebundenes Ich sogar (was nicht hübsch ist) ungerecht, wann des Heros Freunde uns zumuten jenen anzubeten. Der Heros Luther genießt seine Latrie (Anbetung) nur, weil er dem geltenden Aberglauben zufolge das Prinzip der freien Forschung und das

Recht der Individualität vertreten, also sein Heroentum nur darin bestanden hat, allen anderen das, freilich unbenutzt gebliebene Recht, selbst Helden zu sein, zu erwerben.

*

Die historische Mythologie ist die Inventarisierung der Neugestaltungen, welche durch historische Personen in dem Zustande der Umgebung der historischen Personen hervorgerufen sind.

*

Revolution ist im politischen Leben das, was Nothwehr im Privatverkehr ist. Niemand hat ein Recht auf sie, als wer keinen anderen Weg mehr weiß sich zu erhalten: dann aber hat er nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sie zu machen. Aber der Fluch liegt stets bei ihr. Das wäre noch besser, wenn der liebe Gott zuließe, daß ein durch Dummheit oder Bosheit, oder durch Dummheit und Bosheit nötig gemachter Gewaltakt dasselbe erreichen könnte, was stille, beharrliche, entsagende Arbeit zu erreichen die Verheißung hat. Auf geistigem Gebiete gibt es keine normale Entwicklung. Das ist eben darum ein Naturgesetz, weil die Natur das Reich des Geistes nicht erben kann. Wenn man das Wort recht verstehen will, ist es ganz richtig, daß nur ein Wunder in das Wunderland trägt. Jesus nennt dies Wunder neue Geburt. Wer nicht freiwillig die innere Revolution vollzieht, dem kann die äußere nicht erspart werden: aber die äußere ist zur Strafe dafür, daß die innere nicht vollzogen worden, stets eine Krankheit. In der Revolution wächst die Potenz, welche handelt, auf Kosten der übrigen, und so ruft jede Revolution eine Verkrüppelung hervor. Macht das sogenannte Volk die Revolution, wie 1789 in Frankreich, so zerstückt die Nation in Individuen, das heißt, sie hört auf, ein Organismus zu sein. Macht ein Stand die Revolution, wie 1688 in England, so wird er zur Kaste, zur Oligarchie nach Venetianer Muster. Wenn in Deutschland einer der Staaten die Revolution machen wird, so wird das nationale Leben, das jetzt nicht vorhanden ist, mitnichten erstehn, sondern alle Kraft Deutschlands wird sich in Staatsaktionen umsetzen, und der Staat, der nur Diener der Nation sein soll, wird der Herr des Surrogats der Nation werden.

*

Kunst, Wissenschaft, Religion, von der Sittlichkeit nicht zu trennende Dinge, sind zwar im Staate, aber nicht Organe des Staates, mithin birgt der Staat nicht das ganze Wesen des Menschengesistes in sich. Kunst, Wissenschaft, Religion fließen aus eignen Quellen, folgen ihren eignen Gesetzen, erstreben eigene Ziele. Kopernikus, Kepler, Euler fragen den Staat ebensowenig um Erlaubnis Mathematik zu verstehen, wie Raffael und Murillo bei ihm die Genehmigung zu ihren Bildern, Sebastian Bach, Palestrina, Roland de Lattre die zu ihrer Musik nachsuchen, oder Jesus, Joroaster, Konfuzius, Buddha sich von der Polizei bescheinigen lassen, daß sie als Religionsstifter konzeffioniert sind. Der Staat, wann er (was nicht selten der Fall ist) dem Einflusse des boshafteu Gorillatums plumper Gewaltlust und Schadenfreude ausgesetzt ist, läßt den Kepler hungern, da dieser nur die Geister zu vergnügen weiß, treibt den Euler über die Grenzen deutscher Zunge hinaus, kreuzigt Jesum und verfolgt Jesu Jünger: aber trotzdem oder gerade darum liegt der Staat in wesenlosem Scheine tief unter den Füßen der Genien, und wann der Qualm seiner Maschinen zu jenen emporgetragen wird, entfalten sie die Fittige und fliegen höher, selbst der Erinnerung an ihn aus dem Wege.

Das besondere Jahrhundert

Am 6. Juni 1825 schrieb Goethe an seinen Freund Zelter den berühmten pessimistischen Brief, der wie eine direkte Erläuterung zu den Wanderjahren und dem zweiten Teil des Faust klingt: „Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert, und wonach jeder strebt; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es,“ worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde . . . Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leicht fassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laßt uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen, wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt.“

Wenige Jahre später aber, im Jahre 1829, äußerte er mit einer gewissermaßen ergänzenden Prophetie im Gespräch mit Adam Mickiewicz und seinen anderen polnischen Gästen, daß er von diesem so skeptisch bewerteten Jahrhundert trotzdem Besonderes erwarte. „Goethe meint“, so berichten die Besucher, „daß unser 19. Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der früheren sei, sondern zum Anfang einer neuen Ära bestimmt scheine . . . Er erwartete sie nicht früher als im Herbst des Jahrhunderts, das ist in seiner zweiten Hälfte, wenn nicht in seinem letzten Viertel.“

Der unheimliche Greis hat mit beiden Feststellungen recht gehabt. Er sah bereits in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts den kommenden Niedergang unbarmherzig voraus, der sich wenige Jahre nach seinem Tode auf seinem eigensten Gebiet wahrhaft erschreckend enthüllte; er ahnte das technisch-naturwissenschaftliche Zeitalter mit all seinen „Fazilitäten der Kommunikation“, seiner billigen Geschicklichkeit und seiner Ablösung vom Wesentlichen der Welt — und er spürte zugleich ebenfalls schon die Gegenbewegung. Er sah den Abstieg, der mit der Industrialisierung und Technisierung des deutschen Lebens rings um ihn bereits eingesetzt hatte — und witterte doch die Gegenkräfte, deren künftige Träger als Kinder schon neben seinem Alter standen. Er hat im zweiten Teil des Faust selber den deutschen Weg vom Geist zur Tüchtigkeit gezeigt, bei dem dann am Ende nur noch die Erlösung von oben helfen konnte. Aber er fühlte ahnend, daß dieses nicht die einzige Möglichkeit seiner Nation war. Er sah, wie seine Zeit trotz Herder und der Romantik der siegreichen Aufklärung und ihren Nachwirkungen verfallen blieb, wie sie „den Worten hingegeben“ war — und witterte dunkel, daß der Sieg am Ende doch ihm und seiner Epoche bleiben mußte.

Die Geschichte des 19. Jahrhunderts als die Geschichte dieser beiden einander widerstrebenden Bewegungen muß noch geschrieben werden. Sie wird den eigentlichen Sinn des Zeitalters sichtbar machen, der zugleich Abschied und Willkommen, Niedergang und langsamer Aufstieg war. Ein altgewordenes Weltbild verblaßt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr — trotz scheinbar wachsender Anerkennung durch die Allgemeinheit; ein neues steigt langsam, unmerklich auf, um schon gegen die Wende zum 20. Jahrhundert siegreich als Herr der Zukunft erkennbar zu werden. Im Äußeren setzt sich im Sinn von Goethes skeptischem Wort die Zivilisation immer weiter durch; sie ergreift sogar Gebiete, die eigentlich völlig außerhalb ihrer Einflusssphäre liegen, zieht über die Technik die Naturwissenschaften, über die Geschichte die Religion in ihren Bann und bringt schließlich die Banalitäten der späten Weltanschauungsversuche von Büchner bis Haeckel, von Moleschott bis zum Positivismus der Vorkriegszeit hervor.

Sie drängt sich in alle Gebiete des geistigen wie des tätigen Lebens, ihrem Wesen entsprechend aber nur in der jeweiligen Oberfläche: darunter läßt sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt deutlicher das Wiedererstarken der ursprünglichen Kräfte des Lebens verfolgen, die im Politischen wie im Religiösen, in der Dichtung wie in der Malerei immer bewußter zu einer neuen Kultur, einem Dasein und Wirken aus den wesentlichen Energien der Seele des Einzelnen wie des Volkes treiben. Als Goethe stirbt, ist Johann Jacob Bachofen bereits siebenzehn Jahre alt, Richard Wagner beginnt seinen Weg zu sich; der Pfarrer Albert Bixius, ein Fünfunddreißigjähriger, nimmt schon bewußt den Kampf gegen den liberalen Zeitgeist auf. Schon damals, lange vor dem Beginn der eigentlichen Zivilisationszeit, fängt jene deutsche Regeneration an, der Wagner später den Namen und sehr wesentliche Grundideen mitgab. Das Pendel des Weltgeschehens kehrt, ein großartiger Beweis für die Tiefe Hegelscher Welt- und Geschichtsbetrachtung, bereits zu der Zeit seine Bewegungsrichtung um, da der Verfasser der Phänomenologie stirbt, um dann im Lauf des Jahrhunderts mit zunehmender Kraft und Geschwindigkeit in der Richtung gegen die an der Oberfläche noch fortwirkende Lebenstendenz der Nachauflärung auszuschlagen: vom Intellekt zur Vitalität, vom Denken zum Fühlen und Wollen, vom Künstlichen zum Natürlichen, vom Rationalen zum Irrationalen — auf allen Gebieten. Ein halbes Jahrhundert später wird Goethes neue Ära von Jahr zu Jahr bereits sichtbarer — seit 1900 so sehr, daß nur die Zeitbefangenheit der Epoche vor dem Krieg imstande war, sie in ihrer Zukunftskraft nicht zu erkennen.

Es gab nämlich bereits um jene Zeit ein Wandlungsanzeichen, das hätte nachdenklich stimmen müssen, weil es jenseits aller Sondergebiete in der allgemeinen Haltung der Menschheit zum Dasein hervortrat: das war die immer sichtbarer werdende Abkehr vom Lesen, die instinktive Abneigung gegen den gesteigerten Druck- und Bildungsbetrieb. Sie führte schon in den neunziger Jahren des Jahrhunderts einen Mann wie Stefan George dazu, auf jede Verbreitung seines Werkes innerhalb der mechanisierten Lesewelt zu verzichten; sie brachte zu der gleichen Zeit Frank Wedekind zu seinem Suchen nach den Menschen, die nie ein Buch gelesen hatten und dafür Sinn für die Schönheit und Bedeutung des körperlichen Daseins besaßen — und sie führte schließlich zu der nicht nur im Scherz erhobenen Forderung, man müsse in Deutschland Analphabeten züchten, um wieder zu den Grundlagen einer wirklichen Kultur zu kommen. Hier enthüllt sich die wirkliche Situation mit einem Schlage, weil dieser Protest gegen die Grundlagen auf allen Gebieten geht, gegen die Zwischenschaltung des maschinell-Mechanischengerade im Bereich der persönlichsten Beziehungen.

Der natürliche Mensch, wie er bis zum Ende des 15. Jahrhunderts allgemein und bis zum 19. immer noch in sehr wesentlichen Bezirken des Lebens existierte, nahm, was er an Wissen, Erfahrung oder Neuigkeiten, an Dichtung wie an Nachrichten empfing, hörend, über das Ohr, über die unmittelbare Beziehung von Mensch zu Mensch auf. Einer sprach, einer hörte zu — ob nun von kühner Helden Streiten oder von einem Einbruch, einer Hochzeit oder einer Schlacht der Könige berichtet wurde. In den deutschen Universitäten hatte sich noch ein Rest dieser Ursprünglichkeit erhalten — in den Vorlesungen. Da tut man selbst heute noch so, als habe Gutenberg nie gelebt, und als gäbe es noch die alte Beziehung zwischen Lehrenden und Lernenden — die direkt menschliche. Der aber hatte das Buch, der Buchdruck in dem letzten halben Jahrtausend mehr und mehr ein Ende gemacht. Die alte Gemeinsamkeit des Lebens und Nehmens über das Wort war von Jahr zu Jahr mehr versunken. Wo früher zwei zusammenstanden, ein Sprecher und ein Hörer — da saßen jetzt zwei Einzelne, Vereinsamte, ein isoliertes Individuum, das schrieb, und ein ebenso isoliertes, das las. Der Buchdruck erwies sich, je länger desto mehr, als das ungeheuerste Macht- und Wirkungsmittel des Individuums und der Individuation. Das Individuum schrieb ein Buch, ließ es drucken — und nun wanderten Wesen und Geist dieses einen Menschen,

wurden hier und da und dort, an hunderten Orten gelesen, wieder von lauter Einzelnen, die diesem Einzelnen ausgeliefert waren, und die erst auf Umwegen, über die Tatsache des Gelesenhabens, wieder miteinander zu einer abgeblähten Gemeinsamkeit, jetzt der Leser des Gleichen, verwachsen. Die Entwicklung des Buches und die Isolierung der Individuen vollzog sich im gleichen Tempo und im gleichen Verhältnis. Je mehr Leser, desto mehr Einzelne, und desto weniger Hörer und Gläubige des gesprochenen Wortes. Es kam zuletzt soweit, daß selbst skeptische und bewußt wertende Menschen begannen, dem mündlich Mitgeteilten, der erzählten Nachricht, dem nur berichteten wissenschaftlichen Forschungsergebnis so lange zu mißtrauen, bis es schwarz auf weiß gedruckt vorlag. Das war natürlich zum guten Teil Exaktheitsbedürfnis, wuchs aus dem Gefühl, daß nur das Festgelegte, Bleibende, das schwarz auf weiß dastehende Wort Gültigkeit und Diskussionswert hat. Es wurde aber mehr und mehr Papierglauben, Bindung an das Gedruckte statt an den Menschen — eine seltsame Umbiegung natürlich unmittelbarer Beziehungen in technisierte mittelbare, vom angewandten Geist ins Künstliche verschleppte — eine „Fazilität der Kommunikation“ auf Gebieten, wo sie noch viel gefährlicher werden konnte.

Diese Entwicklung, die vor allem im 19. Jahrhundert zuweilen groteske Ausmaße annahm, wurde von dem Regenerationsprozeß, den eben dieses Säkulum gleichzeitig hervortrieb, zum Stehen gebracht, zunächst in Einzelnen, Wenigen, dann mehr und mehr auch bei der großen Allgemeinheit. Den entscheidenden Einschnitt für diese brachte erst der Krieg. Er hob die alten Formen der Nachrichtenübermittlung ebenso auf wie den alten Umgang der Menschen untereinander: die Parole, mit einem mehr oder weniger unartigen Beiwort geschmückt, die wandernde Nachricht kam drinnen im Land wie draußen wieder zu Ehren und mit ihr die Ansprache, das Wort von Mensch zu Mensch, das aufrüttelnde, ermunternde, das erleichternde, immer aber das gesprochene Wort. Was war noch eine gedruckte Zeitung dort, wo der Tod tagaus, tagein mit am Tisch saß, eine Zeitung überdies aus dem fernen Lande, das nichts vom Tode wußte? Sie war Papier, sonst nichts, und das Buch war nicht viel mehr. Es wurde belanglos vor der Realität des hart gewordenen Lebens, ebenfalls Papier oder Ballast, den man fortwarf. Gutenbergs Welt war zu Ende, wo Granaten und Flammenwerfer die Beziehungen der Individuen zueinander regelten.

Mit dem Krieg wurde das Absinken der künstlichen, technischen Welt des Geistigen mit ihrer Mittelmäßigkeit offenbar — jenes Versinken, unter dem wir heute noch leben. Das lebendige Wort kam wieder zu Ehren, und als der Krieg vorüber war, wuchs von Jahr zu Jahr sichtbarer eine Generation von Rednern heran, die die Schreiber abzulösen begannen. In einem kaum geahnten Ausmaß stellte sich in der Nachkriegszeit das gesprochene Wort vor das gedruckte: die alte natürlich-unmittelbare Beziehung von Mensch zu Mensch fing an, hinter der unnatürlich-mittelbaren mit ihrem Umweg über bedrucktes Papier wieder emporzusteigen. Die Versammlung drängte die Zeitung zurück, die Rede das Buch. Man wollte Menschen hören, nicht mehr nur lesen. Man besann sich auf die Zeiten, da selbst der Dichter sprach, nicht nur schrieb. Durch die Bildungsschicht der Lesewelt brach eine neue Welt von Menschen, die hören und im Hören einen Mann, sein Wesen, seinen Willen erleben, die lebendiges, nicht erstarrtes Wort empfangen wollten. Die uralte natürliche Vergangenheit, solange bildungsmäßig vergewaltigt, drängte wieder ans Licht, und dieser Drang der Zeit war so stark, daß selbst die Welt der Technik sich ihm beugen, im Rundfunk das Instrument schaffen mußte, mit dem das gesprochene Wort nun genau so wie das Buch, wie die Zeitung zu Millionen statt zu ein paar Tausenden getragen werden konnte. Was war die Zeitung, war noch das sorgfältig referierte gedruckte Wort gegenüber dem Sturm eines lebendigen Menschentemperamentes, selbst wenn seine Leidenschaft schon die komplizierte Apparatur eines Lautsprechers hatte passieren müssen? Das Sterben der

Druckerzeugnisse begann nicht erst jetzt nach der deutschen Revolution, sondern setzte metaphysisch betrachtet viel früher ein, wurde sogar viel früher bereits deutlich erkennbar, weil in diesem Vorgang die allgemeine Regeneration sichtbar wurde, die auf den einzelnen Gebieten des kulturellen Daseins jeweils besonderer Formen und Gestalten zu ihrer Darstellung bedurfte.

*

Geht man von der Grundvoraussetzung nun auf diese geistigen Einzelgebiete, so zeigt sich, daß das Gegeneinander der beiden Bewegungen des 19. Jahrhunderts und die Ablösung der Zivilisation durch die neue steigende Kulturwelle schon lange vor der Umwälzung von 1933 klar erkennbar wird, daß wesentliche Veränderungen sich in der Stille schon vollzogen hatten und nun von dem neuen Reich ans Licht gehoben und bejaht wurden. Das 19. Jahrhundert, angeblich lediglich das Säkulum der Technik und der Naturwissenschaft und demzufolge das Säkulum der Neigung zum Internationalismus, zum Europäischen, enthüllt sich bei näherem Zusehen als ein Zeitalter, das unter der Oberfläche die eigentlichen Kräfte des alten Landes nicht nur am Leben erhalten, sondern zu neuem Leben geweckt und sehr früh schon begonnen hat, dem Individualismus der Einzelnen die Individualisierung der Völker, dem Internationalismus den Nationalismus als die unerläßliche Vorstufe eines neuen Europa der Völker, nicht der Staaten, entgegenzustellen. Dieses Jahrhundert, angeblich mehr und mehr das der Zivilisationsliteratur, erweist sich dem geschärften Blick in viel stärkerem Maße als das des Aufstiegs einer neuen Metaphysik neben einem absinkenden Positivismus, wie sich das Enkelkind des seligen Materialismus schamhaft nannte, der Entwicklung einer neuen Dichtung neben einer absinkenden Literatur, einer neuen Kunst neben einer verfallenden Malerei. Weltanschauung des späten 19. Jahrhunderts — das schien eine Weile Mach und Haackel, Avenarius und Husserl: hinter ihnen aber standen früh schon vereint Gestalten der Gegenwart und der Vergangenheit, die jederzeit bereit waren, sie abzulösen. Schon Friedrich Paulsen zerstörte den primitiven naturwissenschaftlichen Aberglauben Haackels und seiner Zeitgenossen, und hinter Machs Mechanik stieg höher und höher der große Schatten Bachofens auf, der als erster das neue Erstarken der chthonischen Mächte verspürt hatte. Vor Husserls Phänomenologie schob sich nur zu bald wieder die Hegels, und der eigentliche Meister schon der Jahre um 1900 war Friedrich Nietzsche, der sich mit Richard Wagner jetzt friedlich in die Herrschaft teilte.

Noch deutlicher wird die Zweischichtigkeit im Bild der Dichtung jener Jahre. Hinter fast jeder Gestalt, die der Ruhm des Tages trug, stand im Schatten eine andere, die Träger der eigentlichen Zeitkräfte war. Es gibt einen sehr schönen Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung: das ist das Nebeneinander zweier Literaturgeschichten aus jenen Tagen, von denen die eine im wesentlichen die Zivilisationsliteratur, die andere dazu noch die schon heraufsteigende wesentliche Welt der neuen deutschen Dichtung behandelt. Die eine ist die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Richard M. Meyer aus dem Jahre 1900, die andere Moellers von den Bruch Moderne Literatur von 1902. Moeller behandelt ebenfalls Hauptmann und Arno Holz, Bierbaum und Johannes Schlaf, daneben aber auch bereits Gestalten wie Frank Wedekind und Hermann Stehr, Paul Ernst und Richard Dehmel; Richard M. Meyer weiß nichts von diesen, kennt weder Stehr noch Wedekind noch Paul Ernst und gibt Dehmel gerade eine knappe halbe Seite. Der junge Moeller sieht schon um die Jahrhundertwende das Kommende, der gelehrte Mann der Berliner Universität hält sich an das, was der Vergangenheit gehört. Die beiden Entwicklungsströme, die Goethe ahnungsvoll zeigte, treten um jene Zeit bereits deutlich sichtbar auseinander.

Sie haben sich dann in dem Menschenalter, das seitdem vergangen ist, immer deutlicher und immer feindlicher voneinander geschieden. Schon das Vorkriegsdeutschland

hatte zwei Literaturen, das Deutschland seit 1918 hatte sie in noch viel höherem Maße. Denn der Kräfteausgleich zwischen dem qualitativ stärkeren Steigenden und dem zahlenmäßig überlegenen Sinkenden, der bereits in den neunziger Jahren einsetzt, hatte im Krieg sein Tempo sehr beschleunigt, und nach dem Krieg wurde bald offenbar, wem die Zukunft gehörte. Vordergrundsepisoden wie die Zeit der „O Mensch“-Dichtung bald nach 1918 oder wie das Zwischenspiel der neuen Sachlichkeit, des zweiten Naturalismus, der um nichts tiefer wurzelte als seinerzeit der erste, konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß von Jahr zu Jahr die wesentlichen Gestalten stärker ins Licht traten, während die scheinbar noch Führenden im gleichen Maße verblaßten. Vor dem Krieg wußten nur wenige um Hans Grimm und seine Olewagensaga: nach dem Krieg sah der Kreis um Moeller van den Bruck jahrelang und wartete darauf, daß ‚Volk ohne Raum‘ fertig werden sollte. Vor dem Krieg war Paul Ernst ein abseitiger Theoretiker, ein Dichter dünner, klassizistischer Dramen; nach dem Krieg wuchs seine Gestalt von Jahr zu Jahr mehr als die des getreuen Eckart auf, in dem Deutschland seit je einen seiner besten Führer auf dem Wege zu sich selbst besessen hatte. So ging es von Jahr zu Jahr weiter: Kolbenheyer trat aus dem Schatten und Hans Friedrich Blunck, Gustav Frenssen und Peter Dörfler, all die Männer, die seit Jahrzehnten bereits für jene „neue Ära“ des Jahrhunderts und Deutschlands gewirkt hatten, die der greise Goethe prophetisch kommen sah. Als das neue Reich die Macht übernahm und all diese Dichter in die neue Preukische Akademie berief, wurde ein Wandel offiziell bestätigt, dessen Stationen seit dem Tode Goethes durch Werke wie Gottshells ‚Jakob‘ oder seinen ‚Druiden‘, durch Stifters ‚Witiko‘, Wagners Musik, Raabes ‚Abu Telfan‘, Stefan Georges Wandlung zur Nation und Grimms ‚Volk ohne Raum‘ bezeichnet werden. Es wurde das Fazit der hundert Jahre von 1832–1932 gezogen.

*

In gleicher Weise könnte man diese zwiespältige Jahrhundertentwicklung an den Vorgängen auf dem Gebiet der Kunst zeigen, wo der an van Gogh und Munch anknüpfende deutsche Expressionismus von 1905 den ersten Sieg des eingeboren Deutschen über die impressionistische Malerei an sich bedeutet; man könnte sie im politischen Schrifttum von Friedrich Ludwig von der Marwitz über Langbehn und Lagarde bis zu Moellers van den Bruck großem Werk über die Deutschen vom Jahre 1907 nachweisen oder könnte den Wandel auch an den naturwissenschaftlichen Deutungsversuchen der Welt sichtbar machen und müßte nur der Musik zugestehen, daß sie ihr Entscheidendes bereits ein halbes Jahrhundert früher geleistet hat. Es hat sich in diesen hundert Jahren auf fast allen Gebieten ein Ausgleich zwischen den beiden widerstreitenden Mächten der Entwicklung vollzogen; so ergibt sich mit Notwendigkeit die Konsequenz, daß die gesamte Kulturpolitik des Reiches von diesem Ausgleich aus ein neues Gesicht bekommen muß. Was bisher langsamer Wandel war, ist jetzt, da die Entscheidung fiel, Wende, Kulturwende geworden; das Gegeneinander der Kräfte, die Spannung, die die bisherige Entwicklung bestimmte, ist nach dem Sieg der irrationalen, chthonischen Energien aufgehoben. Statt wie bisher aus einer ausgesprochen dualistischen Situation gilt es jetzt, Aufgaben und Ziele des kulturellen Lebens aus einer ausgesprochen monistischen innerdeutschen Weltbetrachtung ohne Auseinandersetzung mit anders gearteten Tendenzen zu sehen und zu formulieren. Bisher rangen die besten Kräfte des Landes um eine Einigung der Nation auf der Grundlage ihrer wirklich wesentlichen Kräfte. Jetzt hat sich die Aufgabe dahin gewandelt, die zusammengefaßte Nation in allen ihren Schichten mit ihren lebendigen geistigen Leistungen und ihrer lebendigen geistigen Tradition in eine sinnvolle und produktive Beziehung zu bringen. Das Problem, die geistig-kulturelle Leistung jenseits alles nur Ästhetisch-

Literarischen und Artistischen aus dem Ganzen und für das Ganze des Volkes erwachsen zu lassen, steht seit Herder und seit Kleists berühmtem Wort von dem, vor dem er ein Jahrtausend im voraus zurücktritt, klar erkannt vor der deutschen geistigen Welt. Die Beziehungen zwischen Volk und geistiger Welt aber müssen als Konsequenz dieser besonderen Jahrhundertentwicklung jetzt, da die Auseinandersetzung zwischen den Mächten des Geistes und der Nation in ihre zweite Phase eingetreten ist, neugefaßt und geregelt werden, damit der Sieg des Sinnvollen für das Ganze fruchtbar und ergiebig gemacht werden kann.

Aus der Einleitung eines Bandes „Deutsche Kulturwende“, welche die „Gesellschaft der Bibliophilen“ für ihre Mitglieder demnächst herausbringt.

WOLFGANG GOETZ

Ricarda Huch

Zum 70sten Geburtstag

In der Vorkriegszeit prägte einmal jemand das Paradoxon: „Der männlichste Dichter dieser Tage heißt Ricarda Huch.“ Wie jede Zuspitzung ist auch diese nur zur Hälfte wahr. Wahr ist, daß die bedeutendsten Frauengestalten unserer Dichtung ein ungewöhnlich starker Geist beherrscht. Sie heben sich in der Tat von ihren männlichen Kollegen meist so energisch ab, daß man den obigen Ausspruch auch auf die anderen Dichterinnen anwenden kann. Wie prachtvoll stehen die Dramen der Sandersheimerin zwischen den Evangelienharmonien und sonstigen Auslassungen ihrer Zeitgenossen andern Geschlechts. Überragend blickt Caroline auf ihren Kreis, auf den geschäftigen Lief, den nur zu vornehmen Gatten August Wilhelm und den schwammigen Friedrich Schlegel. Wenig später die Drost, die in der Krafthuberei des jungen Deutschland freilich ein leichtes Spiel hatte. Falsch aber ist es, diese tiefe Stärke als männlich zu bezeichnen. Es will uns scheinen, daß vielmehr diese bis zur Strenge und Herbheit vorstoßende dichterische Gewalt etwas durchaus Weibliches ist, sofern wir nicht in den törichtsten Fehler verfallen, diesen Ausdruck in seiner Bedeutung mit weiblich oder gar schwächlich gleichzusetzen. Dem Begriff der Männlichkeit im weiblichen Schaffen haftet auch immer etwas Peinliches an: wir müssen an die virago denken, das Mannweib, also den übersteigerten Blaustrumpf.

Alle diese Frauen und keineswegs zuletzt die Dichterin, die wir heute, dankbarer Verehrung voll, an der Schwelle ihres achten Jahrzehnts grüßen, sind darum Persönlichkeiten, weil sie sich nie verleugnen, weil sie durchaus zu ihrer Weiblichkeit stehen. Die aber gibt ihnen den ungeheuren Vorteil jenes Einfühlens, ja des Anschmiegens, das der Frauen herrlichster Beruf ist. Das gibt ihrem Adel — adlig sind sie alle — jenen unbeschreiblichen Reiz.

Als wir kleine Schulknaben in unsern Lesebüchern ein „Wiegenlied aus dem Dreißigjährigen Krieg“ lasen, das so rasch die junge Dichterin Ricarda berühmt machte, da fragten wir uns erstaunt, wie denn so etwas von einer Frau könne geschrieben werden. Das ging uns mehr an als ein Gedicht von Scheffel oder Ring oder gar Dahn. Dort piff es bedenklicher und ängstlicher um die einsamen und fröstelnden Mauern und Giebel als in diesen so hochgemuten Versen. Und erst sehr viel später entdeckten wir an der Überschrift, daß hier ein Wiegenlied gesungen wird.

Dies Mütterliche nun ist bei Ricarda Huch, scheint uns, überhaupt die Dominante. Sie bangt und zittert mit ihren Gestalten als eine Mutter, als eine sehr kluge Mutter, die zu verzeihen weiß, darum, weil sie nichts beschönigt, wohl aber erkennt. Der starken, bisweilen gar zigeunerhaften Leidenschaft ihrer frühen Romane wird dieser Dämpfer aufgesetzt. Sie verliert sich nie blindlings an ihre Helden. Sie gibt sich Rechenschaft über ihre Kinder und nicht nur bei den freien Schöpfungen ihrer Phantasie — so dürfen wir sagen, obschon ihre Romane wohl nur Erlebtes schildern — sondern auch bei ihren historischen Studien. Nehmen wir ihre meisterliche Arbeit über Wallenstein, die sich sehr wohl neben Ranke und Schiller behaupten kann, so spielen wir unwillkürlich mit dem Gedanken, ja, er drängt sich uns auf: wie wäre wohl ein Gespräch im Prager Belvedere zwischen dem Friedländer und Ricarda Huch verlaufen? Da stellt sich dann sofort das Bild der Gräfin Terzky ein: halb Liebhaberin, halb Mutter oder besser: Liebhaberin aus Mütterlichkeit.

Diesem tiefsten weiblichen Urgefühl entwächst aber die andere Seite ihres Wesens. Hang und Drang zur Mystik, das Wort in seinem reinsten Sinne gebraucht. Der Wille zur Bindung, zur religio, an das Nach- und Übersinnliche ist heutzutage überwiegend bei Frauen zu finden, nachdem Positivismus und Materialismus den Mann fast ganz vom Wesentlichen abgedrängt hatten, weshalb wir es als hohes Glück bezeichnen müssen, daß die Frauen im vorigen Jahrhundert nicht studieren durften und so ihr Eigentlichstes bewahrten. Wohl hat Ricarda Huch studiert, aber ihr Gefühl für das Metaphysische schützte sie vor dem Unheil und befähigt sie, Blicke über die Grenzen zu tun. Ein Buch wie „Luthers Glaube“ mußte denn auch einschlagen, wenn auch Dünkel und Neid gern die tiefe Wirkung zu mindern versuchten. Und nicht umsonst ist das schwere Thema in Form von Briefen an einen gefährdeten Freund abgehandelt. Das Mütterliche und Mystische der Dichterin verbindet sich zu rauschendem Altkord.

Der Dichterin. Denn hier wie in ihren historischen Schriften ist es nicht die gelehrte Frau, die zu uns spricht — so wohlbegründet und sorgsam-ernst diese Arbeiten sind — das Dichterische der Sprache findet Formeln, weiß zu deuten und zu klären in knappsten Ausdrücken, deren Gewicht in einen Satz zusammenfaßt, was sonst gelehrte Aufsätze von etlichen Seiten so scharf nicht herauszuschlagen wissen.

Als höchste Leistung ihrer Dichterschaft dürfen wir wohl den „Großen Krieg“ bezeichnen. Hier ist durchaus Einzigartiges erreicht: Forscherarbeit aufgelöst in Bild und Gestalt. Man kann nur noch auf Thukydides verweisen. Auch der Grieche hat ja versucht, die Begebenheiten zu verlebendigen und Reden geschrieben, die nie gehalten worden sind. Ricarda Huch geht einen Schritt über das Monologisieren hinaus zum Dialog. Und noch ein Unterschied: der Mann der Polis ist Politiker, die deutsche Frau bei aller Vorliebe und Abneigung, die reinem Urteil entspringen, hält sich neutral. Gewiß ist, daß wir kaum ein anderes Buch über eine Epoche besitzen, aus dem der Geist — und auch Ungeist — einer Zeit so lebendig zu uns sprechen.

Bei der Fülle der Gesichte, die das Werk Ricarda Huchs bietet, das wir im Einzelnen nicht aufzählen wollen, bleibt ein sehr nachdenklicher Eindruck. Die Dichterin bevorzugt Perioden des Zwielichts, wie eben den Dreißigjährigen Krieg, wie das Risorgimento, die Romantik. Und wie sie fragmentarische Zeiten anziehen, so Gestalten, die unvollendet sind, deren Lebenswerk nicht in Fanfare ausklingt: Wallenstein, Karl Albert von Sardinien, Stein, ja selbst Luther. Wenn wir diese Vorliebe zunächst nicht zu ergründen vermögen, so scheint uns ihr eine ganz bestimmte Tendenz hervorzuglänzen: eine unerschütterliche Lebensbejahung, die Mahnung, daß sich auf stumpfen Pyramiden weiterbauen läßt. Vernehmen wir diesen Ruf — und das glauben wir! — zu recht, so ist gewiß, daß der Bau dieses ehrfürchtigen und frommen Dichterlebens nicht unvollendet bleiben wird. Wir neigen uns dankbar vor der Vergangenheit der Dichterin und harren hoffend ihrer Altersweisheit.

Mein Vater August Stramm

August Stramm, „der klassische Lyriker des abstrakten Expressionismus, der Begründer der expressionistischen Dichtung überhaupt, der entschlossenste Dramatiker des jungen Geschlechts um die Jahrhundertwende“, wurde am 29. Juli 1874 in der westfälischen Hauptstadt Münster geboren als Sohn eines protestantischen Beamten und einer fromm katholischen Mutter ...

So mußte ich wohl anfangen und danach einen Lebenslauf geben und die Aufzählung seiner Werke, denn die meisten Nichtliteraten wissen heute kaum noch etwas von August Stramm oder haben eine unklare Vorstellung von seinen Dichtungen als von einem Wortgestammel, das an den Dadaismus erinnert, eine längst überwundene, lächerliche Verirrung! Es steckt aber doch wohl etwas anderes in den Werken, die er uns hinterlassen hat, denn August Stramm fiel am 1. September 1915 als Hauptmann bei einem Sturmangriff auf Horodesc in den Rokitnosümpfen Rußlands, einer jener Dichter, für die der Tod die erste Pforte zum Ruhm war. Doch darüber kann man Langes und Breites in vielen Literaturgeschichten nachlesen.

Ich, als Tochter des Dichters, möchte von dem Menschen August Stramm erzählen, um denen, die nichts von ihm wissen, das Beispiel eines Dichterwerdens zu geben und bei den andern manchen Irrtum zu erhellen und manches rasche Urteil über die Familie August Stramms, die ihn niemals in seinem Schaffen verstanden haben und sogar mit den andern verlacht haben soll! Nun, ich bin seine Tochter, und ich will von August Stramm erzählen als dem glücklichen Vater, dem Gatten der Schriftstellerin Else Krafft-Stramm, dem guten Beamten mit aussichtsreicher Karriere, über den das Dichten kam wie ein Fluch.

Wir liebten unseren Vater sehr, wir, seine zwei Kinder, neben mir noch mein um ein Jahr jüngerer Bruder Helmut, den eine Krankheit mitten aus fruchtbarem, von Begabung und Anerkennung getragenen Studium in Heidelberg fortriß und seinem Vater in die Ewigkeit folgen ließ.

Unser Vater war auch immer für uns da mit einer so selbstverständlichen Kameradschaft, die uns, als wir uns deren als Neun- und Zehnjährige bewußt wurden, fast verwirrte. Denn er stieg nicht etwa naiv sich gebend zu unserm Kindsein herab, sondern riß uns mit der Hingabe des Künstlers hinauf zu Höhen, die für uns noch lange im Nebel liegen sollten, von denen wir aber schon manchmal erschauernd einen Blick in ein Land voller Geheimnisse und Wunder warfen.

Unauslöschlich hat sich das Bild langer, frühdunkler Herbstabende in meine Seele geprägt, an denen der Vater uns Dramen vorlas. Draußen ging der Sturm ums Haus, brauste durch die Eichenwälder, wir wohnten damals in Karlshorst. Drinnen war die Männerstimme in der großen Stille des Zimmers mit den vielen Büchern, dem Tabaksrauch und der grünen Lampe, die nur einen kleinen Kreis am Schreibtisch erhellte. In diesem Kreis baute der Vater vor seinem Buch die Bühne vor uns auf aus Bleistiften als Bank und Bett, dem Radiergummi als Tisch und dem Tintenfaß als Schrank. Wir hockten etwas abseits, engumschlungen auf einem Sofa.

Er las Dramen wie die „Ahnfrau“ von Grillparzer. Auch sonst waren Dramen, klassische und moderne, soviel er nur erreichen konnte, seine ausschließliche Lektüre, Romane las er fast nie.

Und er las uns Zehnjährigen viele Abende lang die Ahnfrau vor mit einer Stimme, die in Schrei und Flüstern wechselte. Hätten wir uns nicht gegenseitig gehabt und

aneinandergehalten, mein Bruder und ich in unserer dunklen Ecke, wir wären gestorben vor Grauen. Nur dies Spüren der Wärme unserer Körper, dies Verkrampfen der Hände ineinander gab uns Halt und Hoffnung auf ein Weiterbestehen in einer helleren Welt.

Damals wußten wir noch nicht, daß unser Vater ein Dichter war. Nur wenn er nach einer anstrengenden Szene den Kneifer abnahm — man trug noch keine Hornbrillen — dann waren seine Augen so seltsam nakt, groß und brennend wie ein enthülltes Geheimnis. Wir erschauerten ein wenig, denn diese Augen konnten ohne die Gnade des Glases nicht mehr die Dinge um sich herum sehen, nicht Bücher, nicht Schrift und Kinderfurcht; sie sahen in den Raum, als wenn keine Wände mehr wären, und sie strahlten Kommendes, innersten, eigensten Ausdruck.

Und dann las er uns Kindern zum erstenmal eines seiner eigenen Dramen vor, und zwar „Die Heidebraut“. Viele Nächte lang verfolgte uns noch die rufende Stimme des Vaters darin, der seine Tochter bei den Zigeunern in der Heide sucht. War das unser Vater? . . . Wir verstanden ihn nicht. Wir waren auch nicht stolz darauf, daß er das geschrieben hatte. Auch unsere Mutter war eine Dichterin, und daß die Mütter unserer Freunde und Freundinnen ihre Skizzen und Gedichte in den Zeitungen lasen, das gab uns Ansehen und Freude. Und sie dichtete ja auch für uns. Jedes Lied, das sie uns sang, war für uns allein gemacht. Ihr Dichten gehörte zu ihrem Menschentum wie der Duft zu der Blume und schmückte unsern Alltag.

Zwischen dem Vater und uns aber tat sich plötzlich ein Abgrund auf. Der Dichter war unser Vater nicht. Der Vater war ein geliebter Freund. Der Dichter in ihm war eine beängstigend uns beraubende Macht. Wir spürten das von Tag zu Tag mehr, von Woche zu Woche.

Sonst auf Spaziergängen spiegelte sich Wald, Vogel und Sonne in unseren Worten, in unserm Lied, das wir gemeinsam sangen. Oder der Vater unternahm lange Ritte, die Pferde der Karlsruher Rennställe standen zur Verfügung. Und wir gingen ihm entgegen, Zucker in der Tasche für das Pferd und Bewunderung im Herzen, wenn Papa am Ende des Waldweges auftauchte, lachend, bestaubt, glücklich.

*

Bis das mit einemmal alles vorbei war. Das Dichten garte in ihm wie eine Krankheit, vor der wir uns fürchteten. Mitten in unser Lachen fiel wie Reif plötzlich sein Ernst. Immer trug er von nun an ein Notizbuch bei sich, und mitten auf dem Waldweg blieb er plötzlich stehen und schrieb ein Wort. Zuerst schwiegen wir jedesmal andächtig. Mutter lächelte: „Lauft ein wenig vor, Kinder, Papa dichtet!“ Wir liefen vor, aber wenn wir wiederkamen, hatte der Vater immer noch nicht zu unserm Lachen und zu unserm Lied zurückgefunden, ging stundenlang wie traurig neben uns, so daß wir meinten, ihn trösten zu müssen mit scheuen Zärtlichkeiten. Aber diese blieben unbeobachtet, ja waren störend, und wir wurden rasch welt in unserm Liebeswerben wie Blumen, die ihren Duft in einem unbeachteten Winkel ausströmen müssen.

Manchmal versuchten wir seine Aufmerksamkeit mit Gewalt zu erringen, schrieen laut und zerrten ihn an der Hand. Heute weiß ich erst, wie grausam das ist, heute da ich selber schreibe, wie ein lautes Wort den schicksalschweren Faden des anspinnenden Ausdrucks eines Gefühls für immer zerreißen kann.

Aber unser Vater wurde nie hart und ungeduldig, nur sah er uns seltsam fremd an und zog sich tiefer noch vor uns zurück, verschloß sich, bis wir nicht mehr wagten, an der Pforte seines veränderten Wesens zu rütteln. Und dann kamen die andern Menschen, die uns auch die Abende, vor allem die Sonntagabende, da er sein Schaffen an uns Kinder verschenkte, nahmen.

Es war damals viel Glanz der Hoffnungen und viel Lärm bei uns, aber es war nicht wie früher, und wir waren lange nicht mehr so glücklich, alle nicht, weder Vater, Mutter, noch wir Kinder.

Aber auch damals wurde unser Vater kein Literat im üblichen Sinne. Schreiben war ihm ein Zwang und niemals eine Eitelkeit. Es brach ja auch ganz unvorbereitet in sein Leben ein. Seine Lebensziele waren immer rein bürgerlich gewesen, ohne Rausch, ohne Traum, ohne Ekstase. Geschrieben hatte er schon als junger Mensch, so wie sie alle schreiben und es doch immer im Schreibtisch liegenlassen ohne den Glauben an sich. Hungrig war er nur nach Wissen und neben seinen Beamtenpflichten versenkte er sich in den Nächten in Wissenschaft und Menschheitsprobleme und wurde als reifer Mann in Halle Doktor der Philosophie. Wie nächtliche Visionen erstanden auch seine ersten Dramen, Träume, die man in Feierstunden träumte. Bis dann eines Tages wie ein Vulkan die Lyrik in ihm ausbrach, ganz jäh, ohne Entwicklung, ein gemuftes Wollen, ein Wollen insofern, als keine herkömmliche Form ihm zum Ausdruck seiner Empfindungen genügte. Um ein Wort, einen Satz seiner ersten Gedichte kämpfte er wochenlang. Das waren jene Stunden, in denen er uns so fern und fremd war.

*

Mein Vater hat nur das Erscheinen eines einzigen Buches noch erlebt. Er litt sehr unter der mangelnden Anerkennung, ja unter dem Spott, der in den meisten Kritiken unverhüllt zutage trat. Manchmal packte ihn die Wut. Einmal schlug er mit der Faust auf den Tisch: „Und Max Reinhardt wird meine Dramen doch noch einmal aufführen!“ Wir haben damals wirklich darüber gelächelt. Es war genau so, als wenn ich heute als junger, schriftstellernder Mensch felsenfest behaupten würde, „und ich bekomme doch noch einmal den Nobelpreis!“

Wenige Jahre aber nach dem Tode meines Vaters schon hat Reinhardt wirklich das Drama „Kräfte“ in den Berliner Kammerspielen inszeniert. Dann folgte die Volksbühne mit „Rudimentär“ und andere Aufführungen in Dresden, Gotha und Oldenburg. Auch eine Vertonung des Spiels: „Sancta Susanna“ durch Hindemith. Es war überall ein staunend verwirrtes Aufhorchen des Publikums oder auch revolutionäres zu einem Theater skandal anwachsendes Für und Wider.

Die Wandlung, die sich damals in meinem Vater vollzog, war verursacht durch die Erkenntnis, daß die Dichtung nicht den Eindruck der Außenwelt, sondern den Ausdruck der Innenwelt wiederzugeben habe. Diese Innenwelt aber ist kosmisch verbunden, ist unablässiges Wachsen, Ringen, Suchen, unablässige Sehnsucht nach dem Höchsten. So suchte er auch in der Dichtung alle Worte ihres Alltags zu entkleiden und sie rein und nackt als Brücke für das Gefühl eines jeden zu höchstem Ausdruck hinzustellen. So verschmähte er alle Krücken wie Interpunktionen, machte Verben aus Adjektiven und Substantiven oder stellte nur Substantive nebeneinander, jedes Wort ein Hammerschlag.

Zwei schmale Gedichtbände sind uns nur geblieben. Das erste heißt: „Du“, Liebesgedichte, und schon in dieser Titelstellung drängt sich alle Empfindung des Herzens, alle Zärtlichkeit Liebender zusammen. Und die Gedichte darin wollen nichts erzählen; sie wollen nur aufklingen wie Glockenschläge, die in jedem Einzelnen die tausendfach verschiedenen Erinnerungen an Liebesstunden wecken, losgelöst vom Individuum wieder die zersplitterte Liebe sammeln.

Der zweite Band seiner Gedichte enthält Kriegsgedichte und trägt den Namen „Tropfblut“. In diesem schmalen Band Kriegsgedichte aber steht mehr vom Krieg als in vielen Kriegsromanen. Gottfried Benn hat einmal in seiner ergreifenden „Totenrede für Klabund“ von den Dichtern gesagt, daß sie die Tränen der Nation

seien und daß gelegentlich die Zeit und die Innerlichkeit aufgebracht werden müsse, „diesen Tränen der Nation ihre Aufmerksamkeit und Ehrfurcht zu bezeugen!“ Ach, daß doch nur dieser oder jener aufmerksam würde auf all das angesammelte Leid der Menschheit, ja der ganzen Kreatur, der ganzen Schöpfung, das aus diesen Gedichten zum Himmel schreit — er würde ein Riegel sein für den Einbruch des Verfalls unserer ganzen Kultur durch die Kriege.

*

Das Grab des Dichters August Stramm liegt tief in Rußland auf dem kleinen Friedhof in Horodejsk, das Grab meines Vaters. Ich kann keine Blume darauf niederlegen. O die brennende Sehnsucht, einmal dort auf dieser Erde zu stehen! Es wird aus äußeren Gründen wohl immer unmöglich bleiben für mich. Vielleicht ist das Holzkreuz auch längst zerfallen, und ich würde nichts mehr finden als Gräser vielleicht und einen wilden Baum, der aus seinem Blut wächst. Kreislauf des Lebens.

August Stramm besaß das, was so vielen Dichtern zu der Höhe ihres Künstlertums fehlt: er war ein Mensch, ein großer Liebender, ein Kind auf dem Wege der Pflicht. Und so fand ihn die Kunst, so fand er die Kunst, und er, der sanft und glücklich hätte leben können, nahm all das Leid des Schaffens auf sich und schrie seine Urkräfte heraus in geballten Worten, in stürmenden Kunsttaten.

Und diese Tat seiner Dichtung läßt sich niemals mehr verleugnen, ist ein Stück Urnatur in hartem Erdbreich, ist ein starker, blühender Baum, der seine Blüten treibt trotz Sturm und Frost dem Lichte der Erkenntnis entgegen.

KARL A. SCHMIDT

Hendrik Wittboois letzter Aufstand und Tod

Vor dreißig Jahren

(Schluß)

Ende 1904 und Anfang 1905 erfolgten dann die großen Truppenverschiebungen aus dem Norden, dem Dameralande, nach dem Süden. Zuerst rückte Oberst Deimling gegen die Wittboois vor und brach ihre Macht in den schweren Kämpfen am Nosop und Luob unter den bewährten Truppenführern Oberstleutnant v. Estorff, Major Meister und Major Mercker. Deimling zog dann, ohne seine Operationen im Wittbooi-lande zu Ende zu führen, nach Reetmanshoop weiter, wo inzwischen Major v. Lengerke mit den landeskundigen alten Schuktruppenhauptleuten Fromm und v. Koppj zuerst den Osten an der Kalahari gesäubert und dann in dem glänzenden Gefechte bei Roes den Feldschuhträgerstamm völlig vernichtet und viele Gewehre, Munition und sein gesamtes Vieh erbeutet und zahlreiche Gefangene gemacht hatte. Im Juni 1905 folgte nach Reetmanshoop das Hauptquartier des Generals v. Trotha, dem als Generalstabschef der sehr umsichtige und unermüdlische Oberst v. Redern sowie als Adjutant Hauptmann v. Lettow-Vorbeck angehörte, der während des Weltkrieges als General das Ansehen deutscher Truppenführung bei Eingeborenen und Weißen, selbst anerkannt von den gegen ihn in vielfacher Übermacht eingesetzten Engländern, mit unauslöschlichen Lettern in die Weltgeschichte eingetragen hat.

Als die Eingeborenen erkannten, wie machtlos sie in der Kampffront gegen die deutschen Truppen waren, als sie, die in den vielen Jahren vorher nur immer eine Truppe von wenigen hundert Mann gesehen und mit einer solchen Anzahl bei Aus-

bruch des Aufstandes auch nur gerechnet hatten, mit Erstaunen bemerkten, wie viele Tausende von deutschen Reitern immer von neuem aus Deutschland für ihre Niederwerfung eingeseht wurden, da änderten sie ihre Taktik und verlegten sich auf den zermürbenden Guerillakrieg, in dem diese verschlagenen, mit ihren Pferden verwachsenen Hottentotten als sichere Scharfschützen unübertroffene Meister sind. Waren sie einmal völlig müde gekehrt, so retteten sie sich über die Kalaharigrenze in das britische Betschuanaland, nachdem sie vorher ihre Gewehre in den Bergen verborgen hatten. Dort jenseits unserer Grenze bei den Eingeborenen ruhten sie sich einige Wochen lang aus und stärkten sich wieder für neue Kriegszüge. Die Kapregierung unternahm nichts gegen solche Eingeborene, die unbewaffnet in dies nur von einzelnen Polizeiposten besetzte große Gebiet dort kamen. Das war die berüchtigte Neutralität der Kapregierung in diesem schweren Ringen zwischen Weißen und Farbigen.

Durch die großen Gefechte am Nosop und Luob war die Macht des Kapitäns Hendrik gebrochen, ihm war von der deutschen Truppenführung die Freiheit des Handelns entwunden. In zahlreichen Gefechten waren seine Orlogsleute dezimiert und er selbst schließlich mit seinem Trupp gezwungen, über die Kalaharigrenze in das kapländische Betschuanaland zu entweichen. General v. Trotha riegelte hinter ihm die langgestreckte Ostgrenze durch ein starkes Truppendetachment und Besetzung der wenigen Wasserstellen dortselbst ab und glaubte, dadurch dessen Rückkehr in sein Witbooiland verhindern zu können.

Da erhielt ich Anfang Juli 1905 von meinem Hottentottenkapitän Chr. Goliath aus Verseba die Botschaft, daß Hendrik Witbooi mit all seinen Leuten wieder im Witbooilande, in den Schwarzen Bergen am Hudubrevier siße und melde dies dem Hauptquartier des Generals v. Trotha, das damals von Reetmanshoop aus die Operationen leitete.

Da diese Nachricht, wenn sie wahr sein sollte, eine völlig veränderte Truppenkonzentration erforderlich machte, lag dem General v. Trotha sehr viel daran, festzustellen, ob Hendrik Witbooi tatsächlich der Durchbruch vom Betschuanaland nach dem Witbooigebiete gelungen sei. Ich machte deshalb dem General den Vorschlag, einen zuverlässigen eingeborenen Polizisten mit einem persönlichen Briefe von mir an Hendrik Witbooi in den Schwarzen Bergen zu senden, damit dieser Bote eine verbürgte Nachricht über den Aufenthalt des Witbooilagers bringe. v. Trotha genehmigte diesen Vorschlag, obwohl er bezweifelte, daß sich zu diesem gefährlichen Gange ein Eingeborener finden werde und selbst, wenn dies der Fall sein sollte, der Kapitän Hendrik ihn sicher nicht zu mir zurücklassen, sondern wahrscheinlich aufhängen werde. Demgegenüber gab ich der Überzeugung Ausdruck, daß Kapitän Hendrik mir selbst antworten werde, weil er mich aus häufigen persönlichen Zusammenkünften in den früheren zehn Friedensjahren sehr genau kenne und über den großen Einfluß, den ich seit Ausbruch des Witbooi-aufstandes auf die Hottentottenkapitäne meines Bezirks, besonders den treugebliebenen Versabaerstamm und die Reetmanshooper Hottentotten ausgeübt habe, durchaus unterrichtet sei. Einem fremden, ihm unbekannten Offizier oder Beamten werde er allerdings nicht antworten.

Zu diesem wichtigen und gefährvollen Botengang wählte ich den eingeborenen Polizisten Samuel Swartbooi, dessen angebliche Eltern als echte Hottentotten mit gelber Hautfarbe in Reetmanshoop ansässig waren, dessen Äußeres, Figur und Hautfarbe aber sehr auf eine Vermischung mit Rassenblut hinwies. Vielleicht hatte die Freundschaft seiner gelben Frau Mutter mit einem schwarzen Negerjüngling auf seine Haut etwas dunkel abgefärbt, wie das ja vorkommt, daher sein Beiname Swartbooi, schwarzer Junge. Dieser erklärte sich ohne Zögern zu dem Gange bereit. Ich gab ihm einen Brief an den Kapitän Hendrik mit, in dem ich diesem ungefähr folgendes schrieb:

„Er habe nun wohl in der langen Orlogszeit eingesehen, daß es ihm und seinem Stamme unmöglich sei, sich gegen die deutsche Macht zu halten. Der große deutsche

Kaiser werde soviel Soldaten und soviele Kanonen schicken, wie zur Unterwerfung der Rebellen nötig seien. Er möge an sein Volk, von dem schon soviele gefallen, gefangen und gestorben seien, an seine Frauen und Kinder denken und sich deshalb vom Aufstande abwenden und sich ergeben. Mit ausdrücklicher Zustimmung des großen deutschen Generals sichere ich ihm und seinen Männern, soweit sie sich nicht an der Ermordung von Deutschen beteiligt hätten, das Leben zu. Folge er diesem Räte nicht, so würden er und sein Volk vernichtet werden.“

Am 17. Juli 1905 marschierte dieser Bote ab. Die Entfernung betrug schätzungsweise 200 km, die er in etwa drei Tagen zurücklegen konnte. Das macht für den Hin- und Rückmarsch 6 Tage. Er konnte also am 23. oder 24. Juli zurückerwartet werden. Aber wir warteten vergeblich auf ihn, und ich mußte mir von meinem Gouverneur, dem General v. Trotha, der mich während seines mehrmonatigen Aufenthalts in Keetmanshoop immer mit besonderer Liebenswürdigkeit und Wohlwollen behandelt hatte, manche Spöttelei gefallen lassen, wie: „Schmidt, Ihr Samuel Swartbooi kommt nicht wieder, den haben Sie auf dem Gewissen!“ Doch konnt' mir den mutigen Glauben der Hohn meines Gönners nicht rauben.

*

Am 27. Juli standen zur Mittagszeit General v. Trotha mit seinem Generalstabschef Oberst v. Redern, seinen Adjutanten Hauptmann v. Lettow und ich vor der Messe des Hauptquartiers, und gerade hatte wieder der General mein Gemüt mit dem ausbleibenden Boten zu belasten gesucht, da kam die breite Straße hinunter ein ganz zerlumpter Hottentott anmarschiert, der nach Eingeborenenart, um sich, wie üblich, als amtlicher Bote zu kennzeichnen, in einer Rute eingeklemmt einen Brief trug: mein Bote Samuel Swartbooi mit einem Briefe vom Kapitän Hendrik Wittbooi.

Dies wichtige Dokument, es war der letzte Brief, den Hendrik in seinem Leben geschrieben hat, lautet:

An den hochgeehrten Freund u. Bezirks-Amtmann.

„Aan Wel Geeerde Vriend en Bezirks Amdman.

Es ist wahr und ich stimme Euch zu, was Ihr mir sagt von Eurer Macht und Über-Het is waar en ik steemt u, wat u voor my zeg van uwe mag, en overvlegenheit in Allem und ich stimme Euch auch zu, daß ich sehr schwach bin, aber Ihr loedigheid in allees, en ik steemt u ook, dat ik zeer zwaak ben, maar u habt nichts an mich geschrieben, was ich Euch antworten soll, nur rühmt Ihr Euch hebt niet iets voor my geschrefen, wat ik zal voor u antworten, slechts u roem zich vor mir Eurer Macht, die ich selbst kenne. Ferner habt Ihr auch mir Mitteilung voor my, de Magt van u wat ik zelf weet. Verder hebt u ook voor my gezegt, gemacht von dem Preis auf meinen Kopf. So bin ich vogelfrei. Was den Jammer de prys van myn kop. Zoo is ik als vry Vaul, zoo de jameer angeht, den Ihr wegen meiner Nation habt, den habe ich nicht, denn ich habe nicht wat u voor myne Natie had, die had ik niet, want ik hebt niet Menschen geschaffen und Ihr auch nicht, sondern Gott allein. So sike ich nun in Eurer menschen geschapen, en u ook niet, maar de God alleen. Zoo zet ik nu in uwe Hand und Friede ist zugleich mein Tod und der Tod meiner Nation, denn ich weiß, daß hand, en vrede met myn dood en met myn Natie zyn dood, want ik weet dat da keine Herberge für mich ist unter Euch. Und ferner von dem Frieden, über den het geen herberg voor my is voor u. En Verder van de vrede wat

Ihr sprecht, so erwidere ich Euch, daß Ihr mich wie Euer Schulkind über Euren u zegt, zegt ik dat ik uwe school-kind van uwe
Frieden belehrt. Denn wie Euch selbst bekannt ist, habt Ihr mich so viele Mal als vrede is, zoo als u zelf weet, dat u voor my zoo veel maal
Vorspann gehabt in Friedenszeit und was sehe ich in Eurem Frieden anders, als uns voorspaan heb in vrede, en wat zit ik in uwe vrede als ons
zu vernichten mit allen Leuten, denn Ihr habt mich kennengelernt und ich habe Euch klaar maak met de menschen, want u hebt voor my geleert en ik voor u kennengelernt in unserer Lebenslänge.
geleert ken in onze levens lang.

Somit schließe ich

Zoover Sluit ik

Ich bin Kapitän

ik ben Capitein

Hendrik Wittbooi.“

Der große und beabsichtigte Erfolg dieses Briefwechsels aber war erreicht, der Bote konnte nunmehr dem Oberst v. Redern eine genaue Beschreibung geben, wo Hendrik saß, von der landschaftlichen Umgebung sowie von der Stärke des Wittbooilagers, und dieser fleißige Generalstabschef, für den der Tag meistens schon 26 Stunden haben mußte, konnte wieder die Nächte durcharbeiten, um durch Truppenverschiebungen den konzentrischen Angriff auf das Wittbooilager vorzubereiten. Der brave Samuel Swartbooi dagegen, vom General v. Trotha mit einer Flasche Rum, vielen Platten Tabak, Kaffee und Zucker beschenkt, konnte nun ein frohes Fest mit seinen Hottentottenleuten feiern, für die solche Genußmittel das Höchste sind, was ihnen das Leben bieten kann.

★

Der mit gründlicher Sorgfalt und rücksichtsloser Tatkraft vorgetragene Angriff gelang durchaus, aber nach kurzem Widerstande verdufteten die Wittkams leider wieder in die Schluchten und Risse der unwegsamen Fischflußberge, von wo es ihnen Ende August 1905 gelang, nach Osten durchzubrechen. Die energische Verfolgung, die von allen Seiten aufgenommen wurde, schwächte in zahlreichen Gefechten mit kleineren Trupps die Macht des gejagten, früher bei den Hottentotten für unüberwindlich gehaltenen Wittbooi kapitäns immer mehr. Der aus den Naukluftkämpfen mit Hendrik Wittbooi im Jahre 1894 so rühmlich bekannt gewordene Major v. Estorff heftete sich mit seinem Detachement unermüdlich an seine Spuren und ließ ihm keine Rast und Ruhe. In den letzten Tagen des Oktober 1905 ereilte ihn sein Geschick in einem Gefechte, das ihm die Batterie des Oberleutnant Stage nördlich von Fahlgras lieferte. Zahlreiche Hottentotten blieben auf dem Platze, eine reiche Beute an Reittieren, Vieh und Proviant wurde den Hottentotten abgenommen. Inzwischen waren auch die unter unsagbaren Schwierigkeiten durchgeführten Operationen des Generals v. Trotha überall von durchschlagenden Erfolgen gekrönt. Der Osten und die Rharrasberge wurden von Major v. Estorff gefäubert, die aufständigen Bethanier wurden vernichtend in den Fischflußbergen geschlagen und gaben jeden ernstesten Widerstand auf. Überall ergaben sich den deutschen Truppen kleinere Hottentottenbanden, deren Widerstandskraft durch den großen moralischen Einfluß der Niederlagen ihres Oberhäuptlings Hendrik als zusammengebrochen betrachtet werden konnte. Sie waren kriegsmüde geworden.

Da hielt der siegreiche General v. Trotha, der mit bewunderswerter Spannkraft und Tapferkeit an der Spitze seiner braven Truppen alle Schwierigkeiten und Gefahren dieses gewaltigen Ringens, Hunger, Durst und andere schwere Entbehrungen

mit unermüdlicher Aufopferung getragen hatte, den Zeitpunkt für gekommen, das Schutzgebiet wieder der zivilen Verwaltungsregierung zurückzugeben und bat um seine Ablösung in der sehr richtigen Erkenntnis, daß der Kampf nicht bis zur völligen Ausrottung der Eingeborenen führen dürfe, weil Eingeborene in einem afrikanischen Schutzgebiete und besonders in Südwestafrika als landeskundige Viehwächter für die weißen Farmer, als Wagenpersonal für das damals allein in Betracht kommende Transportmittel, den Ochsenwagen usw. schlechterdings unentbehrlich waren.

Der Bitte des Generals v. Trotha um Ablösung wurde stattgegeben und zu seinem Nachfolger als Zivilgouverneur v. Lindequist ernannt. Eine bessere Wahl hätte das Reichskolonialamt gar nicht treffen können. Herr v. Lindequist war schon von 1904 ab als junger Regierungsrat und stellvertretender Gouverneur in Südwestafrika mehrere Jahre tätig gewesen, kannte Land und Leute genau aus eigener Wahrnehmung und war bei Weißen wie Eingeborenen in gleicher Weise durch seinen Gerechtigkeitsinn beliebt. Wenn irgendeinem, so würde es ihm gelingen, die kriegsmüden, sich vielfach nur noch aus Furcht herumtreibenden eingeborenen Hereros und Hottentotten, deren Bestand für das Schutzgebiet so dringend nötig war, zu sammeln und unter deutscher Herrschaft wieder sesshaft zu machen.

*

Anfang November 1905 begab sich General v. Trotha nach Lüderichsbucht, dem Rostenplaze, wo eine Zusammenkunft mit seinem aus Deutschland eintreffenden Nachfolger verabredet war. Ich durfte meinen hochverehrten Gouverneur bis zu diesem Hafenorte, der noch zu meinem Bezirke gehörte, das Abschiedsgeleit geben. Wir waren im Ochsenwagentempo bis in die Nähe des dort etwa 120 km breiten Wüstengürtels gelangt, als mich ein Heliogramm meines Verfehaer Kapitans Chr. Goliath erreichte, daß nach noch nicht verbürgten Nachrichten von Eingeborenen Hendrik Witbooi tot sei. General v. Trotha und Oberst v. Redern meinten, der Kapitän Hendrik sei schon öfter als tot gemeldet worden, weshalb man diese Nachricht nicht als Tatsache nach Deutschland melden könne, wenn sie nicht als durchaus sicher bestätigt sei. Ich heliographierte deshalb an Chr. Goliath zurück, er solle mir sofort durch Heliogramm melden, ob er den Tod Hendriks als sicher verbürgen könne. Für diesen Heliogrammwechsel wurde vom Truppenkommando die schneller funktionierende Nachtheliographenlinie freigegeben.

Wir zogen weiter durch die Namibwüste nach Lüderichsbucht, wo gerade zur selben Zeit auch der neue Zivilgouverneur v. Lindequist mit dem Woermannsdampfer eingetroffen war. Am Mittage nach unserer Ankunft fand in der Offiziersmesse das Festessen statt, an dem die beiden Gouverneure ihre Reden austauschten. Als ich nach diesem Essen in mein Quartier zurückkehrte, brachte der Heliographenbote das ersehnte Antwortheliogramm von Chr. Goliath folgenden Inhalts:

„Hendrik Witbooi Ende Oktober nördlich Fahlgras von einem Schrapnellschuß in den Oberschenkel getroffen, verblutet, kurz darauf gestorben und daselbst begraben. Den Tod verbürge ich als wahr.

Chr. Goliath.“

Mit diesem Heliogramm begab ich mich sofort zum General v. Trotha und überreichte ihm diese wichtige Nachricht. Geradezu gerührt dankte mir der General mit den Worten: „Eine schönere Botschaft hätten Sie mir gar nicht bringen können, jetzt sende ich nach Berlin folgendes Telegramm ab:

Hottentottenoberhäuptling Hendrik Witbooi bei Fahlgras schwer verwundet und kurz darauf verstorben. Ich habe meine Regierungsgeschäfte an Zivilgouverneur v. Lindequist übergeben.

Trotha.“

Literarische Rundschau

Politisches Schrifttum

Die „Deutsche Rundschau“ hat es immer für ihre besondere Pflicht gehalten, den deutschen Verlagsbuchhandel durch eine verständnisvolle Besprechung seiner Erzeugung nach Kräften zu unterstützen. Jetzt aber macht der Verlag fast in seiner Gesamtheit dieses Bestreben unmöglich. Es ist eine derartige Flut politischer Literatur erschienen, die von den größten Fragen angefangen bis zu Kleinigkeiten sich in Buch- und Broschürenform niederschlägt, daß man die Waffen streckt. Eine überschlägliche Zählung der Eingänge ergibt mehr als 120 Titel von Büchern und Broschüren, die rein politisch oder metapolitisch sind. Unter ihnen einige sehr wertvolle Neuerscheinungen, bei denen man gern verweilen möchte. Aber gar zu vieles, was man milde als überflüssig kennzeichnen muß. Da im allgemeinen jedoch der Leser weiß, was ihn erwartet, muß ihm und uns eine Aufzählung der Titel politischer Neuerscheinungen genügen. Hier wird jeder schon das finden, was ihn interessiert und schon im Titel manchmal erkennen, was ihn gar nichts angeht:

Kurt Schwedtte „Adolf Hitlers Gedanken zur Erziehung und zum Unterricht“ (Frankfurt, Moritz Diesterweg M. 1.40). „Der nationalsozialistische Staat“. Grundlagen und Gestaltungs-Grundsätze des Ausbaues — Reden und Vorträge. Herausgegeben von Dr. Walther Gehr (Breslau, Ferdinand Hirt M. 1.40). In der Sammlung „Das dritte Reich“ bei Quelle & Meyer (Leipzig) Johann v. Leers „Deutschlands Stellung in der Welt“ (M. 1.90) und Karl Zimmermann „Die geistigen Grundlagen des Nationalsozialismus“ (M. 1.80). Frank Walbaffen „Politisches Wörterbuch“. Aufbau, Organisation und Schöpfungen des neuen Staates in Schlagworten. (Berlin-Karlshorst, Hannibal-Verlag M. 1.50). Kurt Maßmann „Hitlerjugend — Neue Jugend“ (Breslau, Ferdinand Hirt, M. 0.85). „Zehn Jahre unbekannter S.A.-Mann“ (Oldenburg, Gerhard Stalling). Hans Euren „Volkserziehung im Dritten Reich“ (Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung). Gerhard Freiherr v. Branca „Der Staatsgedanke im Dritten Reich“ (München, R. Oldenbourg M. 2.—). In der Reihe „Das Recht der Deutschen Arbeit“ im Heerschilde-Verlag (München) L. v. Funke „Der Deutsche Arbeitsdienst“ und Werner Mansfeld „Die Ordnung der nationalen Arbeit“. Wilhelm Albrecht

„Neues Staatsrecht“ (Leipzig, E. L. Hirschfeld, M. 0.90). Helmut Nicolai „Der Neuaufbau des Reiches nach dem Reichsreformgesetz vom 30. Januar 1934“ (Berlin, Carl Heymann M. 2.—). Paula Söber „Die Frauenfrage und ihre Lösung durch den Nationalsozialismus“ (Wolfenbüttel, Georg Kallmeyer M. 0.60). Jörg Lechler „Vom Hakenkreuz“. Die Geschichte eines Symbols. (Leipzig, Kurt Rabichs M. 3.75). Georg Foerster „Die Freiheit im autoritären Staat“ (Potsdam, Alfred Protte M. 1.—). Helmut Nicolai „Der Staat im Nationalsozialistischen Weltbild“ (Leipzig, E. L. Hirschfeld M. 1.20). Wilhelm Höper „Die drei Reiche. Von der Kaiserkrone zum Hakenkreuz“ (Breslau, Ferdinand Hirt M. 2.50). „Almanach der nationalsozialistischen Revolution“, herausgegeben von Oberpräsident Wilhelm Rube (Berlin, Brunnen-Verlag). Hennig Brinkmann „Die deutsche Berufung des Nationalsozialismus“ (Jena, Frommannsche Buchhandlung). Walther Schulze-Soelde, Politik und Wissenschaft, Karl Muß, Spengler und der wirtschaftliche Untergang Europas (Berlin, Junker & Dünhaupt). Hans Achim Tiele und Kurt Götzler „Deutsche Arbeit im Vierjahresplan“ (Oldenburg, Gerhard Stalling M. 3.60). Friedrich Heiß „Deutschland zwischen Nacht und Tag“ (vom Propagandaministerium empfohlen; Berlin, Volk und Reich M. 6.60). Ludwig Heße „Die letzten 1000 Jahre“. Kulturgeschichtliche Tabellen. (Potsdam, Müller & Kiepenheuer M. 3.80). Ludwig Heyde „Deutsche Gewerbe-Politik“ (Breslau, Ferdinand Hirt M. 5.—). Karl Braumias „Nationalgedanke und Staatsgestaltung“ (Tübingen, J. C. B. Mohr M. 1.50). Horst v. Mehsch „Krieg als Saat“ (Breslau, Ferdinand Hirt M. 1.20). Gerhard Pfahler „Christliche Verantwortung“ (Leipzig, Armanen-Verlag M. 0.90). Hermann Gebhardt „Das Buch von der deutsch-völkisch-christlichen Religion“ (Breslau, Ferdinand Hirt M. 3.—). Hermann Mulert „Schleiermacher und die Gegenwart“ (Frankfurt, Moritz Diesterweg). Rudolf Odebrecht „Nikolaus von Cues und der deutsche Geist“ (Berlin, Junker & Dünhaupt M. 2.80). Fritz Schulze „Volk und Gott“ (Leipzig, Moritz Diesterweg). Oskar Hagen „Deutsches Sehen“ (München, R. Piper & Co. M. 6.—). Ernst Bergmann „Deutschland das Bildungsland der neuen Menschheit“ (Breslau, Ferdinand Hirt M. 4.—). Wilhelm Rögle „Heroische Politik“ (Jena,

Eugen Diederichs M. 3.40). Paul Simon „Die geistigen Wurzeln unserer Weltanschauungstrife“ (Stuttgart, W. Kohlhammer). Otto Christian Fischer „Nationale Weltwirtschaft“ (Berlin, Junfer & Dünnhaupt). Max Clausz „Die Deutsche Wende in Europa“ (Georg D. W. Callwey, München, M. 5.50). Erich Otto Volfmann „Am Tor der neuen Zeit“ (Oldenburg, Gerhard Stalling M. 5.50). Friedrich Bülow „Der deutsche Ständestaat“ (Leipzig, Alfred Kröner M. 1.—). Heinrich Hunke „Buch und Buchhändler im neuen Staat“ (Berlin, Haude & Spenerische Buchhandlung M. 0.75). Roman Boos „Neugeburt des Deutschen Rechts“ (München, R. Oldenburg M. 8.50). Gotthard Ranke „Partei und Staat“ (Potsdam, Alfred Protte). Richard Riedel „Neues Weltbild und lebendiges Theater“ (Potsdam, Alfred Protte). „Katholische Konservatives Erbgut“, herausgegeben von Emil Ritter (Freiburg, Herder M. 5.20). Gustav Steinbömer „Staat und Drama“ (Berlin, Junfer & Dünnhaupt M. 2.50). „Stimme der Westmark“. Eine Auslese pfälzisch-saarländischer Dichtung. Herausgeber Kurt Rölisch und Rupert Rupp (Neustadt/Naardt NSG-Verlag). Jescio v. Puttkamer „... wahr bleibt wahr, Deutsch die Saar“ (Oldenburg, Gerhard Stalling M. 2.85). Lisbeth Dill „Wir von der Saar“ (Stuttgart, R. Eichenmann M. 4.20). Karl Haushofer „Wehr-Geopolitik“ (Berlin, Junfer & Dünnhaupt). Otto Henning Nebe „Der ‚christliche‘ Bürger“ (Breslau, W. G. Korn M. 1.10). Martin Lang „Das Buch der Deutschen Dichtung von der Edda bis zur Gegenwart“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt M. 4.80). Erich Czech-Jochberg „Caesaren“. Bildnisse römischer Kaiser. (Leipzig, Verlag „Das neue Deutschland“ M. 4.80.) Wilhelm Schäfer „Der deutsche Rückfall ins Mittelalter“ (Langen-Müller, München M. 0.80). Bogislaw v. Selchow „Der deutsche Mensch“ (Leipzig, R. F. Koehler M. 5.80). Heinrich Wolf „Geschichte der katholischen Staatsidee“ (Leipzig, R. F. Koehler M. 4.80). Jakob Hommes „Lebens- und Bildungsphilosophie als völkische und katholische Aufgabe“ (Freiburg, Herder M. 5.50). Paul Schulke-Naumburg „Die Kunst der Deutschen. Ihr Wesen und ihre Werke“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt M. 3.75).

In der Schriftenreihe „Wir in unserer Zeit“ (Franz'sche Verlagshandlung, Stuttgart je Bd. M. 0.80) sind erschienen Karl Haushofer „Wehrwille als Volksziel“, Hans Steinacher „Volksstum jenseits der Grenze“ und Horst Becker „Was will Volkstunde?“. In der sehr beachtlichen Reihe „Das Neue Reich“ Paul Schmitthenner „Baukunst im neuen Reich“ (M. 0.90), R. L. v. Derjzen „Deutschland ohne Sicherheit“ (M. 0.90),

Kurt Schmitt „Die Wirtschaft im neuen Reich“ (M. 0.60), Karl Haushofer „Der nationalsozialistische Gedanke in Welt“ und Friedrich Burgdörfer „Sterben die weißen Völker?“ (M. 1.60), zwei wesenhafte und wichtige Schriften, Franz Döring „Gold oder Papier?“ (M. 0.90), (München, Georg D. W. Callwey), in Reclams Universal-Bibliothek (Leipzig) „Die Rede des Führers Adolf Hitler am 30. Januar 1934 im Deutschen Reichstag“, Kurt Jagow „Königin Luise“, Moeller van den Bruck „Freiherr vom Stein“, Moeller van den Bruck „Armin“, Hermann Sackholz „Das Diktat von Versailles und seine Auswirkungen“, Adolf Müller „Der Kampf um die Saar“, Emanuel Neumann „Blücher, Scharnhorst, Gneisenau“, Wilhelm Rumpf „Friedrich der Große“, Johann v. Leers „Geschichte auf rassistischer Grundlage“, „Das Gilgamesch-Epos“, neu überfetzt von Albert Schott, pro Band M. 0.75. Ferner in den „Schriften an die Nation“ (Oldenburg, Gerhard Stalling) Peter Dörfler „Von Sitte und Sprache“, Georg Grabenhorst „Der ferne Ruf“, Franz v. Papen „Appell an das deutsche Gewissen“ Neue Folge, Gottfried Neefe „Brevier eines jungen Nationalsozialisten“, „Goebbels spricht“, Reden aus Kampf und Sieg, Hermann Röhl „Dennoch empor!“ und endlich in den „Schriften zur politischen Bildung“ (Langensalza, Hermann Beyer) W. R. Prinz von Isenburg „Das Problem der Rassenreinheit“, (M. 0.60), Adalbert Wahl „Der völkische Gedanke und die Höhepunkte der neueren deutschen Geschichte“ (M. 0.75), Walther Mert „Das Eigentum im Wandel der Zeiten“ (M. 1.20), Dr. Frid „Bevölkerungs- und Rassenpolitik“ (M. 0.50), Walther Poppelreuter „Hitler, der politische Psychologe“ (M. 1.—). — Erich Koch „Aufbau im Osten“ (Breslau, W. G. Korn M. 4.—), Werner Beumelburg „Das eiserne Geseß“ (Oldenburg, Gerhard Stalling M. 4.80), H. Tiefenbach „ES.“ ein Roman (Oldenburg, Gerhard Stalling M. 4.80), Gunther Haupt „Was erwarten wir von der kommenden Dichtung? (Tübingen, Rainer Wunderlich), Schwarz van Berk „Die sozialistische Auslese“ (Breslau, W. G. Korn M. 1.80), Arthur Zweiniger „Spengler im dritten Reich“ (Oldenburg, Gerhard Stalling M. 1.80), Will Deder „Der deutsche Weg“ (Leipzig, Koehler & Amelang M. 2.50), Johannes Wittmann „Theorie und Praxis eines ganzheitlichen Unterrichts in Grundschule—Hilfsschule—Volksschule“ (Potsdam, Müller & Kiepenheuer M. 12.—), „Die Erziehung im nationalsozialistischen Staat“ (Leipzig, Armanen-Verlag M. 3.80), Siegfried Kadner „Deutsche Väterkunde“ (Breslau, Ferdinand Hirt M. 3.—). D. R.

Bücherschau in Kürze

Geschichte und Krieg

Die deutsche Wissenschaft hat zu dem Kampfe um die Saar einen vorbildlichen Beitrag geliefert. „Der Saaratlas“, der im Auftrage der Saarforschungsgemeinschaft von Hermann Overbeck und Georg Wilhelm Sante in Verbindung mit Historikern wie Hermann Aubin, Geographen wie Otto Maull und anderen Wissenschaftlern herausgegeben wird, stellt eine Musterleistung deutscher Wissenschaft dar (Gotha, Justus Perthes). Auf 171 Haupt- und Nebenkarten, 40 Tafeln und 110 Abbildungen erstreckt, gestützt auf einleitenden und verbindenden Text, ein klares und eindeutiges Bild dieses urdeutschen Gebietes. Wer die Arbeiten auf französischer Seite kennt, die vor dem Friedensschluß und nach dem Friedensschluß in enger Zusammenarbeit zwischen Politik und Wissenschaft französische „Ansprüche“ konstruieren und begründen wollten und ihre wissenschaftliche Fragwürdigkeit immer wieder feststellen mußte, wird es dankbar begrüßen, daß die deutsche Wissenschaft sich in so vorbildlicher Weise aktivierte und ein Werk geschaffen hat, daß jeden, aber auch jeden Anspruch auf das Saargebiet von fremder Seite auf Grund eindeutigen Materials vernichtet. Für die Gefühle, mit denen Gesamtdeutschland der Saar und ihrer Bevölkerung gegenübersteht, ist dies Standardwerk ein Symbol. Es gibt noch keine deutsche Landschaft, für die ein solches Werk geschaffen wurde, das mit dem ganzen Rüstzeug der Verteidigung und des Angriffs der Landschaft, ihrer Geschichte, ihrem Boden, ihrem Brauchtum und ihrer Bevölkerung so gerecht wird, wie dieses der deutschen Saar. Die besten kartographischen Methoden, Tabellen und Lichtbilder sind zusammen aufgerufen, um das schwere Gut wissenschaftlicher Erkenntnisse in einer Form zu vermitteln, die jedem einzelnen Deutschen eingehen muß. Für dieses Buch zu werben und es verbreiten zu helfen, heißt für jeden einzelnen seine vaterländische Pflicht gegenüber den Deutschen an der Saar zu tun, deren endgültiges Schicksal nach dem Wortlaut des Friedensvertrages, trotz des nunmehr festgesetzten Abstimmungstermins auf den 13. Januar 1935, immer noch in den Händen des Völkerbundes bleibt.

Gleichfalls von besonderer Bedeutung ist der „Wehrwissenschaftliche Atlas“, den Generalmajor Rudolf zu der Luth herausgegeben hat (Berlin, Kurt Döwinkel, 3,70 M.). Bei der Notwendigkeit, daß das gesamte deutsche Volk sich mit der Frage der Wehrhaftigkeit beschäf-

tigt, ist eine Arbeit zu begrüßen, welche die Tatsachen, die allem Wissen um Wehrhaftigkeit und aller Wehrwissenschaft zugrunde liegen, im eindeutigen Kartenbild darstellt. Auf diesen 28 Atlasblättern werden nach einer knappen, klaren Einführung in den Begriff der Wehrwissenschaft die Tatsachen, die sich für Deutschland aus seiner Lage ergeben, sinnfällig dargestellt. Daraus abgeleitet wird die wehrpolitische Lage anderer Länder in Europa und in der ganzen Welt, auch in den Kolonien, in einer auch für jeden Laien faßbaren Form zur Anschauung gebracht. Die sich ergebenden Tatsachen sind von einer derartig erbitternden Klarheit, daß es nur eine Antwort auf sie geben kann: die Gleichberechtigung in der Verteidigung für das deutsche Volk. Auch dieser Atlas ist ein gutes Zeugnis für den Willen der deutschen Wissenschaft, ihr Können und Wollen in den Dienst des Gesamtwohles des deutschen Volkes einzustellen. Das bedeutet einen neuen Abschnitt in der Erreichung einer wahren Staatsethik, da die Wissenschaft gerade den Wehrfragen gegenüber nicht abseits stehen darf.

In einem Prachtwerk, das von Werner Beumelberg eingeleitet wird, ist, herausgegeben von Wilhelm Reek, eine Geschichte des Weltkrieges in Bildern erschienen unter dem Titel „Eine ganze Welt gegen uns“ (Berlin, Allstein, 8,50 M.). Den einleitenden Worten von Beumelburg entsprechend, wird hier das Antlitz des Krieges, wie es wirklich ist, in seiner grausamen Härte und Furchtbarkeit, aber auch in seinen menschlichen Seiten gezeigt. Der Grundsatz der Herausgabe ist ein männlicher: der Krieg soll gesehen werden, wie er ist, und so auch in der Erinnerung an ihn zum Bildner und Former männlichen Wollens und männlicher Haltung werden. Die Auswahl der Bilder ist gut, sie sind zum Teil unveröffentlicht und aufgenommen von deutschen Soldaten auf allen Teilen der Fronten. Dieses hohe Lied in Bildern des deutschen Soldaten endet mit einem aufrüttelnden Bilde: da sitzt ein Heimkehrer in tiefster Niedergeschlagenheit und darunter steht, nachdem auf der Seite vorher eins der erschütterndsten Felber oder müssen wir sagen Landschaften voll deutscher Kriegergräber abgebildet ist: „Und dann dieser Friedensvertrag!“ Nach all dem Ringen, all der unerhörten Leistung, wie sie die Menschengeschichte nie vorher sah, ist uns allen diese Frage geblieben, mit der sich auseinanderzusetzen, niemand erspart bleibt.

Die in unserem Märzheft 34 angezeigte Sammlung „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918“ (Wien, Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen) ist jetzt mit dem

3. 4. und Bände fortgesetzt. 3. Band mit 624 Seiten Text und ein Kartenband mit 32 Beilagen, der 4. mit 748 Seiten Text, 29 Beilagen und 4 Skizzen (in Ganzlinien 36 M.). Während der 3. Band die Zeit von der Einnahme von Brest-Litowsk bis zum Jahresende 1915 umfaßt, behandelt der 4. die Kriegsergebnisse aus dem ersten Halbjahr 1916 bis zur Katastrophe von Lud. Bekanntlich setzte auf russischer Seite zu Weihnachten 1915 und Neujahr 1916 die Generalprobe für die große russische Offensive ein. Es sind schwere Zeiten, die hier in die Erinnerung zurückgerufen werden, und wir wollen wiederum anerkennen, daß die Geschicknisse, so schmerzlich sie für die österreichische Armee zum großen Teil sind, in voller Objektivität und unter ruhiger Anerkennung der Leistung reichsdeutscher Truppen, die ihren Frontabschnitt hielten, beschrieben sind. Das Kartenmaterial ist ausgezeichnet.

Zwei interessante Bücher zum Weltkrieg und dem Friedensvertrag sind von englischer Seite vor geraumer Zeit schon erschienen, die jetzt auch deutsch vorliegen: Lloyd George „Mein Anteil am Weltkrieg“, der erste Teil seiner Kriegserinnerungen, und Harold Nicolson „Friedensmacher 1919“ (beide Berlin, S. Fischer). Lloyd Georges in vier Bänden erschienene Kriegsmemoiren sind in der deutschen Ausgabe auf zwei zusammengedrängt, mit dem Bestreben, das welthistorisch Bedeutsame aus der spezifisch englischen Umhüllung herauszuschälen. Man erfährt aus dem Buch von Lloyd George nicht sehr viel Neues für die Geschichte des Krieges. Es ist ein ganz persönliches Buch, und man verliert keinen Augenblick den Eindruck, daß Lloyd George hier starkes Ressentiment abregiert gegen englische Ministerkollegen und vor allen Dingen gegen Lord Ritchener. Mag einem die Persönlichkeit Lloyd Georges sympathisch oder unsympathisch sein — und für das letztere liegt bei einem guten deutschen Gedächtnis allerhand Veranlassung vor — so bleibt doch ein so eigenartiger und eigenwilliger Mensch übrig, mit dem zu beschäftigen schon auf der menschlichen Ebene sich lohnt. Der deutsche Leser erfährt aus diesen Memoiren, wie aus dem Buch von Nicolson, daß während des ganzen Krieges und nach seiner Beendigung auch auf englischer Seite mit sehr dünnem Wasser gekocht wurde, und daß Versager militärischer wie politischer Art, was am meisten erstaunt, in großer Fülle und in bedenklicher Form aufgetreten sind. Um so klarer wird es, was eine politische Erziehung, wie sie das englische Volk hat, die eben Haltung ist, gerade in den schwersten Momenten eines Volkes bedeutet. Diese

Lehre ist etwas, was bleiben wird, wenn man halb ärgerlich, halb belustigt das Buch von Lloyd George mit allen seinen persönlichen Schönheitsfehlern aus der Hand legt. Wahrhaft erschütternd aber ist streckenweise das Buch von Nicolson, das eine ausgesprochene Verteidigungsschrift, aber eine echt englische ist, für die kleinen Größen, die das verhängnisvollste Werk für die Erde, den sogenannten Friedensvertrag 1919 in Paris fabriziert haben. Nicolson, bekannt als ein ungemein witziger Kopf, meint, alles Versagen erklären zu können aus der Atmosphäre, die von Versailles herrührte. Bedauert man bei der Lektüre von Lloyd Georges Buch, daß unser Nachrichtendienst uns nicht besser über englische Schwierigkeiten zu bestimmten Zeiten des Krieges unterrichtete, so könnte man verzweifeln, wenn man überlegt, was ein wirklich großer Führer unter Beseitigung des unglückseligen Wilson in Paris an Segen für die Menschheit hätte stiften können. Beide Bücher verdienen Aufmerksamkeit in Deutschland. *Memento juvabit!*

Kommt Ritchener bei Lloyd George recht schlecht weg, so entwickelt Karl Haushofer uns sein Bild in vorbildlicher Form. So soll ein Soldat von dem anderen schreiben und so ein Deutscher von bedeutenden Männern des feindlichen Lagers. Haushofer kann seine Monographie „Ritchener“ auf persönliche Kenntnis Ritcheners stützen und hat in dem knappen Rahmen von Coleman's kleinen Biographien (Lübeck) ein kleines Kabinettstück geschaffen, das auf knappstem Raum mit feinsten psychologischen Einfühlung den Soldaten und Reichsbauer in die großen Zusammenhänge des Empire und der Weltgeschichte stellt. Die Sammlung Coleman hat in vollem Maße das gehalten, was ihre ersten Bände versprochen. Sie wählt ihre Mitarbeiter sorgfältig, und jeder einzelne hat es verstanden, der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Es sind in der Sammlung weiter erschienen „Reichsfreiherr vom Stein“, eine gute Arbeit von Hermann Ullmann, „Theodor Leutwein“ von seinem Sohn Paul Leutwein, „Schlageter und der Ruhrkampf“, eine Musterleistung von Paul Wenzke, „Ulrich von Hutten“, eine feinsinnige kleine historische Monographie von Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, „Tirpitz“ von Albert Scheibe, der dem Großadmiral persönlich nahestand, „Johannes Kepler“ von Ernst Zinner, „Die Drost“ von Hulda Eggart, in dem Josef Hofmüllers Witwe beweist, daß sie die Gabe ihres verstorbenen Mannes, literarische Persönlichkeiten in klarstem Umriß unter

Einfügung in das Weltzeitbild herauszustellen, mit ihrem Manne teilt, und „Augustus“ von Werner Schur.

Länder und Reisen

Von der vergleichenden Länderkunde von Alfred Hettner ist der zweite Band „Die Landoberfläche“ (Leipzig, Teubner, 6,40 M.), mit 149 Abbildungen und Karten und Figuren im Text, erschienen, die in acht großen Abschnitten in klassischer Form dem Stoff durchaus gerecht wird und in überzeugender Weise den verdienten Ruf des kundigen Geographen bestätigt.

Von großem Reiz ist das Buch „Der erste Flug über den Mount Everest, von der Houston-Mount-Everest-Expedition 1933“, mit einem Vorwort von John Buchan, herausgegeben von den Mitgliedern der Expedition (Berlin, S. Fischer). Das Buch, das ohne Selbstreklame eine der gewaltigsten fliegerischen Leistungen der letzten Zeit schildert, ist lebendig und anfeuernd. Die Bildausstattung mit herrlichen Flugbildern ausgezeichnet, die Ergebnisse der Expedition kommen klar zur Darstellung, wie ihre Geschichte und der Kampf um ihre Ermöglichung dargestellt werden. Neben der außerordentlichen fliegerischen und männlichen Leistung werden dem Leser ganz neue Erkenntnisse wissenschaftlicher und technischer Ergebnisse vermittelt. Das Buch ist fast so spannend wie ein guter Abenteuerroman. — Abenteuerlich ist auch das Buch „Mit Flugzeug, Faltboot und Filmkamera in den Eisjorden Grönlands“ (Berlin, Drei-Masken-Verlag), der Bericht von Dr. Ernst Sorge über die Doktor-Fand-Grönland-Expedition. Dr. Sorge, der Gefährte des deutschen Grönlandforschers Alfred Wegener, der aus der Eiswüste nicht zurückkam, hat die große Tonfilmexpedition, die den Film „SOS Eisberg“ ergab, in der lebendigsten Form geschildert. Die Aufnahmen sind wundervoll, und die Leistung aller Expeditionsteilnehmer, die abenteuerliche Rettung des Verfassers durch Udet berühren einen unmittelbar.

Die Welt-Eis-Lehre hat Gelehrte wie Laien in leidenschaftlichem Streit oft genug beschäftigt. Jetzt stellt Edmund Riß Hans Hörbigers Lehre in einer frisch polemischen Schrift dar, mit der man sich auseinandersehen sollte „Welt-Eis-Lehre“ (Leipzig, Koehler & Amelang, 2 M.). Die Schrift wendet sich an „alle Gelehrten und Ungelehrten, vorzüglich aber an alle unbefangenen und jugendlichen Gemüter, um ihnen die Möglichkeit zu geben, diesen Wahnsinn selbst zu verdammen oder ihn

als eine Offenbarung ehrfürchtig und dankbar in sich aufzunehmen“. Um die persönliche Entscheidung wird niemand herumkommen, darum muß es genügen, das Buch jedem zur Lektüre dringend zu empfehlen.

„Meyers Volksatlas“ ist in dritter neu bearbeiteter Auflage erschienen und bestätigt sich selber in seinem berechtigten guten Ruf. Die geographische Einleitung schrieb Dr. Edgar Lehmann (Leipzig, Bibliographisches Institut, 6,90 M.). Er enthält 91 Haupt- und Nebenkarten mit alphabetischem Namensverzeichnis. Bei einem Buch von dem Ruf von „Meyers Volksatlas“ genügt es, das Erscheinen einer neuen Auflage anzukündigen. Es sei nur noch bemerkt, daß das Format der Karten besonders groß ist. — In „Meyers Reisebüchern“ ist als Neubearbeitung das Bändchen „Ostpreußen“ herausgekommen (Leipzig, Bibliographisches Institut, 3,80 M.), das erstmalig illustriert ist und alle Vorzüge der Reisebücher aufweist.

Allerlei

Ein Schatzkästlein für jeden Gartenfreund ist Zanders „Großes Garten-Lexikon“ (Berlin, Ullstein, 26 M.). Dieser schön illustrierte Ratgeber für alle Gärtner und Gartenfreunde bringt in Lexikonform alles Wissenswerte über die Pflanzenwelt, ihre Pflege, ihre Gefährdung und die Abwehrmaßnahmen gegen solche Gefährdung, kurz die sachgemäße Anleitung von den fachkundigsten Bearbeitern. Dr. Robert Zander, der Gartenbaubotaniker im Reichsverband des deutschen Gartenbaues, hat die besten Mitarbeiter ausgewählt, so daß ein Standardwerk entstanden ist, das jede Empfehlung verdient. Neben den Schwarz-weiß-Bildern im Text sind viele schöne bunte Tafeln beigegeben, welche fortlaufende Lektüre des Buches, trotzdem es ein Lexikon ist, ermöglichen und zum Genuß machen.

In der Reihe „Verständliche Wissenschaft“ ist als 21. Band erschienen „Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen“ (Berlin, Julius Springer, 4,80 M.) mit 59 zum Teil farbigen Abbildungen, herausgegeben von J. Baron von Uexküll und G. Kriszat. Dieses Bilderbuch unsichtbarer Welten ist wirklich von ungewöhnlichem Reiz. Unsere Leser kennen die Lebensarbeit J. v. Uexküls und werden somit erfreut zu diesem Buche greifen.

Das Muster einer Landschaftsmonographie ist die Schrift „Das badische Frankenland“, herausgegeben von Hermann Eris Busse (Freiburg, Haus Badische Heimat). Das mit Bildern

sehr schön ausgestattete Buch bringt viele wertvolle Beiträge. In der ganzen Anlage, der Auswahl und der Gruppierung der Beiträge, sowie in eigner Arbeit bewährt sich Hermann Eris Busses Dichterhand. Das als Jahressheft 1933 der „Zeitschrift für Volkskunde, Heimat, Natur- und Denkmalschutz“ erschienene Buch behandelt das badiſche Frankenland, also den Odenwald, Bauland und Taubergrund. Das Buch wird Verständnis und Liebe für diese schöne Ecke des Deutschen Reiches erwecken.

Kapitän Kirch eiß, der bekannte Mitkämpfer des Grafen Luckner als zweiter Offizier des „Seeadler“, der die berühmte Weltumsegelung mit seinem kleinen Fischkutler vollendete, ist nun mit der Filmkamera auf einer neuen zweijährigen Weltreise gewesen, die ihn vom südlichen bis zum nördlichen Polarkreis führte; „Polarkreis Süd-Polarkreis Nord“ heißt das Buch (Leipzig, Roehler & Amelang, 4,80 M.). Das seemannisch frisch und unverzagt geschriebene Buch ist mit vielen Bildern ausgestattet und wird nicht nur den Erwachsenen, sondern auch den Kindern eine erfreuliche Lektüre bedeuten.

Eine sehr hübsche, gut geratene Gabe ist das Büchlein „Deutsche Volkstrachten“ von Oswald A. Erich (Leipzig, Bibliographisches Institut), in dem der Verfasser als begleitenden Text zu vielen recht gut ausgeführten bunten Trachtenbildern sie als Erkenntnismittel benutzt für vollklich stammesmäßige Sonderheit, die sich klar von der Art anderer Stämme schon trachtenmäßig abhebt. Der Verfasser erläutert die einzelnen Trachten und stellt sie in ihre Stammeslandschaft hinein und macht sie aus ihr heraus verständlich. In 22 Abschnitten führt diese Trachtenreise von Mönchgut auf Rügen durch das Deutsche Reich bis nach Österreich und in die Schweiz und Sudetenland hinein.

F. W. Fitz-Simons, der beste Schlangenkennner Südafrikas, der Direktor des „Gartens des Todes“ in Port Elizabeth, erzählt in seinem

Buch „Schlangen“ (Stuttgart, J. Engelhorn), unterstützt von 27 Abbildungen, seine Erfahrungen mit den unheimlichen Tieren, die einem bei aller Gefahr des Umgangs mit ihnen sozusagen menschlich näher kommen. Fitz-Simons, der von Jugend an für die Naturwissenschaft begeistert war, verfügt über eine langjährige Praxis, so daß er als der berufenste Führer zu gelten hat. Man glaube nicht etwa, daß es sich hier bei der Anlage dieses großzügigen Schlangengartens um eine Spielerei handele, ganz im Gegenteil ist aus dem Umgang und dem Studium der Schlangen Wesentliches gewonnen für die Herstellung eines wirksamen Serums gegen Schlangenbiß. Fitz-Simons verfügt über einen spezifisch irischen Humor, und so ist das Buch, von seinem interessanten Inhalt abgesehen, eine hübsche und spannende Lektüre.

Nachdem Professor Hübner und andere deutsche Gelehrte das Unglück, das Hermann Wirth mit der „Ura-Linda-Chronik“ passiert ist, eindeutig klargestellt haben, genügt als Todesanzeige die Feststellung, daß die „Ura-Linda-Chronik“, übersetzt und mit einer einführenden geschichtlichen Untersuchung herausgegeben von Hermann Wirth (Leipzig, Roehler & Amelang), in einem dicken Bande erschienen ist. Dieses Erzeugnis aufklärerisch-freimaurerischer Sinnesart uns als deutsches Urgut anzuempfehlen, wird nicht mehr möglich sein, und so erübrigt sich ein Eingehen auf Wirths Phantasien.

In der Reihe „Das Erbe der Vergangenheit“ (Berlin, de Gruyter, jeder Band 1 M.) sind zwei sehr hübsche Bände erschienen „Bismarck in Briefen von Zeitgenossen“ mit einem erläuternden Nachwort und einem guten Namensverzeichnis mit Daten und „Theodor Fontane im Freundeskreise“, gleichfalls mit einem Nachwort. Hier sind Lieder und Balladen aus dem „Tunnel über der Spree“ vereinigt, und man freut sich wiederum dieser Fülle von Talenten und der kräftigen sehr deutschen Balladen. D. R.

Politische Rundschau

Die außerordentliche Tagung des Genfer Völkerbundesrates brachte endlich dank der Bemühungen des Italieners Baron Aloisi, des Vorsitzenden des Saarausschusses, eine Kompromißlösung mit der Festsetzung des Termins für die Saarabstimmung. Am 13. Januar

nächsten Jahres wird ein weiteres Kapitel des Versailler Abschnittes geschlossen, wir nehmen bestimmt an, daß die gute Disziplin der Deutschen im Saarbecken zur Vermeidung von Zwischenfällen beitragen wird. An dem Ausgang der rein formellen Abstimmung zweifeln wir

nicht, wenn auch damit zu rechnen sein wird, daß aus den Beschlüssen des Rates noch mancherlei schätzbare Verwaltungsmaßnahmen hervorgehen können. Die Verantwortung liegt außer bei der Bevölkerung jetzt bei der neutralen Abstimmungskommission, deren Zusammenfassung volles Vertrauen rechtfertigt.

✱

Der zur gleichen Zeit tagende Hauptauschuß der Abrüstungskonferenz hörte in schönen Reden den Standpunkt der Vertreter eines jeden Landes, die manchmal dem Temperament mehr freien Lauf ließen, als man das im Genfer Milieu sonst gewöhnt ist. Man dachte, als man die Angriffe des Herrn Barthou gegen Sir Simon hörte, an eine eigentümliche Parallele von der Konferenz zu Genua. Damals stürzte nach den Attacken des Franzosen Lloyd George. Wir hören von der anderen Seite, daß die Taktik des alten Parlamentsredners Barthou ein ähnliches Ziel verfolgte. In Paris sieht man den Einfluß der Liberalen in der Regierung Englands mit einem gewissen Unbehagen, man arbeitet mit den unentwegten Tories lieber, da sie im Interesse der Empirepolitik für größte Freundschaft zu Frankreich eintreten. So glaubte der angreifende Franzose, Eden werde bald nach Genf der alleinige Führer der britischen Außenpolitik sein. Die Haltung der konservativen Presse gab Barthou recht, wir sind jedoch nicht der Meinung, daß ein Wechsel im Londoner Außenministerium bald zu erwarten sein wird, der Pakt mit den Bolschewiken hat dort abkühlend gewirkt. England wird, wie wir früher schon ausführten, kaum mehr für rein europäische Fragen interessiert sein.

Die Abrüstungskonferenz als solche muß jetzt endgültig als gescheitert angesehen werden. Man hat zwar eine Formel erfunden, mit deren Hilfe die Partie noch formell fortgesetzt werden kann. Praktische Ergebnisse zu erwarten, heiße einen Optimismus an den Tag legen, der nicht vertretbar ist. Die französische These von der Sicherheit als unbedingt notwendige Grundlage für jede Unterhaltung über Abrüstungsfragen wurde durch die Paktverhandlungen mit Rußland noch vor Konferenzbeginn so weit untermauert, daß mit einer vollendeten Tatsache zu rechnen ist. Gerade aber diese Tatsache wirft einen so starken Schatten auf die Abrüstungsarbeiten, daß wir nicht mehr an ihren erfolgreichen Fortgang glauben können. Man hat sich nicht auseinander geredet, man hat nur einmal die Karten offen auf den Tisch gelegt. Das Reich wird jedenfalls damit zu rechnen haben, daß in den Spielen unmögliche

Kräfteverteilungen lagern, sie lassen eine gezielte Zusammenarbeit kaum denkbar erscheinen. Die Bolschewiken hatten in Genf schon immer geeignete Kräfte im Sekretariat, wir haben früher auf manche interessante Zusammenhänge hinter den Kulissen hinweisen können. Jetzt beherrscht Herr Litwinow die Situation vollkommen, auch wenn die Bolschewiken noch nicht offiziell im Rate sitzen. Daß dies nicht geschehen konnte, verhinderten einige neutrale Länder, denen Europa sehr dankbar sein muß. Was in Genf offenkundig wurde, möchten wir als den Ausklang der Reisen Barthous und der Minister seiner Vasallenstaaten nach Paris bezeichnen. Frankreich hat neben die eigene Paktspolitik mit Sowjetrußland die Anerkennung der Sowjetunion durch seine Vasallen aus guten Gründen gestellt. Bekanntlich ist das Rückgrat der französischen Bündnispolitik ein wohlbedachtes System militärischer Abmachungen, die jedes einzelne Land gegen seine Nachbarn und den ganzen Block gegen fremde Staaten militärisch decken sollen. Wenn also nur zwischen Paris und Moskau eine Union abgeschlossen worden wäre, so hätten Lücken entstehen müssen, die den Sicherheitsaberglauben mancher Franzosen empfindlich gestört hätten. Jetzt ist die ganze Clique der europäischen Reaktion in das Netz des französischen Generalstabes verflochten; man glaubt, die alte traditionelle Linie der Vorkriegspolitik ganz sicher unterbaut zu haben. Rechnen wir mit dieser Tatsache und ihren Folgen! Da nun aber auch erreicht ist, was man an optimaler Sicherheit erreichen zu können glaubte, hat in Paris niemand mehr ein Interesse, von der Abrüstung zu reden. Nun soll doch das gute Rüstungsgeschäft mit den Bolschewiken in Gang kommen. Die innerpolitischen Folgen werden weder in Frankreich noch in den Ländern der kleinen Entente ausbleiben: für das Vortreiben der Weltrevolution — bekanntlich immer noch das einzige Ziel der bolschewistischen Außenpolitik — ist jetzt neue Arbeitsmöglichkeit gegeben.

✱

Mitten durch diese Kombination der Freunde Stalins zieht in Zentraleuropa die Gegenfront. Die Begegnung zwischen Reichkanzler und Duce kann als ein Anfang für die Festigung dieser Gegenfront angesehen werden, wenn auch in Venedig keine konkreten Abmachungen auf diesem Gebiet zustande gekommen sind. Wir kennen die Sehnsucht verschiedener neutraler Länder nach einer solchen starken Front gegen die Kominternpolitik und glauben, daß

die Trennungslinie bald durch ganz Europa hindurch verlaufen wird. Jedenfalls sind in Skandinavien und auch in der Schweiz und Holland Anzapfpunkte vorhanden, die ausgebaut werden könnten.

Die Unterhaltung des Kanzlers mit dem italienischen Ministerpräsidenten hat die von uns gekennzeichnete Marschrichtung der italienischen Außenpolitik bestätigt. Im Südostraum läßt Italien das Reich zur Mitwirkung an der wirtschaftlichen Sanierung der Agrarstaaten ein — ein Weg der Vernunft. Für die Beziehungen des Reiches zu Österreich dürfte die Unterhaltung von Venedig nicht ohne Folgen bleiben. Wir glauben nicht mehr an eine lange Regierungszeit des Bundeskanzlers Dollfuß, eine Regierung Rintelen-Starhemberg mit einem nationalsozialistischen Minister wird vermutlich

die Aufgabe haben, zu normalen Beziehungen überzuleiten. Erfindungsreiche Presseleute aus dem belgisch-französischen Lager konnten nicht umhin, eine Begleitmusik zu den Taten von Venedig zu inszenieren, die besser unterblieben wäre.

★

Die Ermordung des polnischen Innenministers zeigte wieder einmal deutlich, welches Übermaß von Spannungen innerhalb der Nachbarrepublik herrscht. Das Attentat wird innerpolitische Folgen haben, die auch die Außenpolitik Polens beeinflussen dürften. Für die Gruppierung Frankreich-Sowjetunion wird das Ereignis vermutlich Konsequenzen nach sich ziehen, die man in Paris recht ungern sehen wird. Reinoldus.

Schnellrichter

in Sommerurlaub

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. h. c. Hermann Röchling, Völklingen. — Professor Richard Woldt, Berlin. — Professor Dr. Hermann Rubin, Breslau. — Dr. Hans Pflug, Potsdam. — Dr. Heinrich Wolfgang Seidel, Starnberg. — Wolfgang Goetz, Gütergoh, Kr. Teltow. — Inge Stramm, Berlin — Bezirksamtman a. D. Karl A. Schmidt, Hamburg.

Im 60. Jahrgang

veröffentlichen wir an dieser Stelle regelmäßig Zusammenstellungen von Beiträgen unserer Autoren aus früheren Jahrgängen der »Deutschen Rundschau«:

Hermann Rubin

Scharnhorst (Juni 1925) — Der deutsche Osten und das deutsche Volk (August 1930)

Wolfgang Goetz

Der Doppelgänger. Erzählung (März 1924) — Jakob Schaffner (November 1924) — Hans Friedrich Blunck (April 1926) — Synoptische Tabellen (März 1927) — Eine neue Musikgeschichte (Februar 1929) — Germanistisches (März 1930) — Der Bruderschaft der Vergessenen (Mai 1930) — Griechenland als Erlebnis (Mai 1930) — Allerlei neue Kleistbücher (Juli 1932) — Matkowsky (Januar 1933) — Die Devrients (August 1933)

Preis jedes Heftes RM. 1.—, dazu das Porto von 15 Pfg. für das Einzelheft

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H., BERLIN W 30

Literarische Neuigkeiten

erning, Wilhelm. Katholische Kirche und deutsches Volkstum. 41 S. Kart. RM. 0.90. Georg D. W. Callwey Verlag, München.

lund, Hans Friedrich. Deutsche Kulturpolitik (Eine Rede). 41 Seiten. Kart. RM. 1.—. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.

lund, Hans Friedrich. Bru Holle un de Mönt (Hoch- und plattdeutsche Balladen). 53 Seiten. Geb. RM. 0.80. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.

öbke-Lund, Fredrik. Hitlers Deutschland von außen. 47 Seiten. RM. 0.90. Georg D. W. Callwey Verlag, München.

ornkamm, Heinrich. Die Sendung der deutschen Universität in der Gegenwart. 13 Seiten. Geb. RM. 0.40. Armanen Verlag, Leipzig.

urchardt, Jakob. Kultur und Nacht (Deutsche Schriften). 106 Seiten. Kart. RM. 2.—.

ühler, Johannes. Urzeit, Bauerntum und Aristokratie (Deutsche Geschichte) bis um 1100. (1. Band.) 413 Seiten. Geb. RM. 7.20. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

isef, Oskar Walter. Die andere Stimme (Gedichte). 55 Seiten. Wolfgang Iseh Verlag, Dresden-N.

laudius, Hermann. Mant Mauern (Gedichte). 90 Seiten. Geb. RM. 2.80. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.

ysarz, Herbert. Wir tragen ein Licht (Rufe und Lieder sudetendeutscher Studenten). 68 Seiten. Kart. RM. 1.80. Leinen RM. 2.50. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.

aschner, Dr. Die Deutsche Arbeitsfront. 78 Seiten. RM. 1.20. Heerschöld Verlag, München.

der Große Herder. Nachschlagewerk für Wissen und Leben. Band 8. 1694 Seiten. Halbleder RM. 34.50. Halbfanz mit Kopfgoldschnitt RM. 38.—. Herder & Co. Verlag, Freiburg im Breisgau.

uensing, Friedrich. Die Deutsche Nation und das Christentum. 64 Seiten. Kart. RM. 1.60. Edwin Runge Verlag, Berlin-Tempelhof.

shenauer. Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gestaltung. 141 Seiten. Kart. RM. 2.60. B. G. Teubner Verlag, Leipzig.

allenheim, Hugo. Goethe und Hegel (Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. 84 S. Kart. RM. 4.50. J. E. B. Mohr Verlag, Tübingen.

(Fortsetzung auf Seite IV)

Art und Glaube der Germanen

Von Walter Baetke. Kart. RM. 2.—

Walter Baetke hat als Kenner des nordischen Wesens und der altgermanischen Religionsformen einen guten Namen. Er berichtet in dieser ausgezeichneten Schrift, was bisher über den Glauben der Germanen wissenschaftlich feststeht. Er wendet sich gegen allzu lateinshafte Theorien und schafft die Voraussetzungen für ein tieferes Verständnis des Germanentums.

Verlangen Sie ausführliche Prospekte!

Hanseatische Verlagsanstalt

Hamburg 36

Professor Paul Wentzcke

Der Freiheit entgegen

„Ein ungeschminktes Bild des damaligen Ringens um deutsches Land, das das erste Signal zu Deutschlands Auferstehung geworden ist. Ehrenblätter der Geschichte, von der Hand eines Mitkämpfers und Historikers aufgezeichnet und lebensvoll geschildert.“ (Ruhr und Rhein, Essen)

Das Buch ist reich bebildert und kostet broschiert 3 Mark 80, in Ganzleinen 5 Mark.

Verlag Ullstein

Dieses Buch vom deutschen Abwehrkampf an Rhein, Ruhr und Saar gibt nur authentisches Material — aber dieses Material spricht eine erregende Sprache. Wenn Prof. Wentzcke, der die schwere Besatzungszeit selbst miterlebt hat, von der Vergewaltigung des deutschen Volkes spricht, wenn er die Gefahren des Separatismus aufzeigt, wenn er schildert, wie Arbeiter, Bauer und Unternehmer gemeinsam aufstanden, um den drohenden Zerfall des Vaterlandes zu hindern, so wandeln sich trockene Tatsachen zum großen vaterländischen Schauspiel.

REISE UND ERHOLUNG 1934

Deutschland-Schweiz-Reisende können 700 RM. mitnehmen

Wer von Deutschland in die Schweiz reist, kann nach den neuen Devisenbestimmungen 50 RM. in bar und 650 RM. pro Monat in Reisechecks und Hotelgutscheinen, ohne besondere Genehmigung, mitnehmen. Wer sich schon auf der Reise befindet, kann sich für drei Monate innerhalb eines Kalenderjahres diesen Betrag nachschicken lassen, wenn er seinen Paß zu entsprechender Eintragung nach Deutschland sendet.

Eingeschriebenes Gepäck wird an den schweizer Grenzstationen nachgesehen. Die nach Basel SBB, Bern, Brig, Chur, Genève-Corinvin, Interlaken, La Chaux-de-Fonds, Lausanne, Le Locle-Ville, Locarno, Lugano, Luzern, Montreux, Morges, Neuchâtel, Nuch, St. Gallen, St. Moritz, Schaffhausen, Vevey, Winterthur oder Zürich abgefertigten Gepäckstücke werden, sofern der Reisende zur Zollrevision an der Grenze nicht erscheint, an die Zollämter dieser Station weiterbefördert und dort der Zollbehandlung unterworfen, in St. Moritz und Interlaken allerdings nur während der Saison. Im Transit durch die Schweiz direkt abgefertigtes Reisegepäck wird durch die schweizer Zollämter nicht revidiert. Erlaubt ist die zollfreie Einfuhr von 20 Zigarren oder 100 Zigaretten oder 100 Gramm Tabak sowie von zwei Photo-Apparaten für den eigenen Gebrauch, ein Duzend Platten oder zwei Filmpacks.

Bahn-See-Tarif für Ostpreußenreisenden

R.D.V. Mit Aufnahme des Seedenst-Ostpreußen-Verkehrs ist der neue Ostpreußen-Bahn-See-Tarif in Kraft getreten, der dem Ostpreußenfahrer die Möglichkeit gibt, zu einem um etwa 40 Prozent ermäßigten Fahrpreis einen Weg über See, den andern mit der Bahn durch den „Korridor“ zurückzulegen. Um den Besuchern des schönen Ostpreußen darüber hinaus Rundreisen durch die Provinz zu erleichtern, werden die Bahn-See-Fahrkarten auch für verschiedene Endpunkte ausgegeben, d. h. der Reisende kann beispielsweise die Hinfahrt in Königsberg beenden und die Rückfahrt von Hohenstein aus antreten, zwischendurch

aber unter Benützung der ostpreussischen Rundreiskarten die Rominter Heide, Masuren, das Oberland oder andere Ausflugsgebiete besuchen. Die Bahn-See-Karte wird auch den Besuch von Danzig und Memel erleichtern, der Landweg endet dann z. B. für Danzig in Marienburg, für Memel in Königsberg oder Tilsit. Diese neuen Bahn-See-Fahrkarten werden nur auf Antrag ausgegeben. Formulare dazu sind bei allen Fahrkartenausgaben und Reisebüros erhältlich.

Schlafwagen für Gesellschaftsreisen

R.D.V. Nunmehr können in allen Zügen innerhalb Deutschlands für Gesellschaftsreisen Schlafwagen 3. Klasse zur Verfügung gestellt werden, wenn mindestens 28 Fahrausweise gelöst werden. Diese Fahrausweise kann der ermäßigte Gesellschafts-Sondertarif in Anwendung gebracht werden. Der Sonderschlafwagen 2. Klasse hat die deutsche Reichsbahn gleichfalls eine Änderung vorgesehen. Für den Schlafwagen war bisher die Lösung von mindestens 20 Fahrausweisen zum vollen Tarifpreise nötig. Jetzt werden nur noch 16 Fahrausweise verlangt für gleichfalls der ermäßigte Sondertarif in Anwendung gebracht werden kann.

Spiekeroog

die grüne Nordseeinsel
das idyllische Familienbad

Schöner, breiter Strand
Reizende Waldpartien
Prachtvolle Dünenlandschaft

Bequeme Reiseverbindungen. Preiswerte Hotels und Pensionen.
Prospekte kostenlos durch die Kurverwaltung.

Bad Wildungen für Niere und Blase

ZUR HAUS-TRINKKUR:
bei Nieren-, Blasen- und Frauenleiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker

Helenenquelle



Das Ziel Ihrer Sommerreise?

... als OSTSEEBAD nur BOLTENHAGEN!

Für Besucher der ostfriesischen Inseln

Die im Tarifverband für die ostfriesischen Inseln zusammengeschlossenen Verkehrs-Verwaltungen haben unter Mitwirkung der zuständigen Landesverkehrsverbände ein entzückend illustriertes Heft „Ostfriesland-Nordsee-Inselbäder“ herausgegeben, das zweckmäßige Reisewinke enthält. Das Heft wird auf Anforderung unseren Lesern durch den Landesverkehrsverband „Ostfriesland“ Emden übersandt.

Italienrundreisen für Ausländer anlässlich der XIX. Zweijahresausstellung in Venedig

Eine bedeutende Vergünstigung für im Ausland anwesende Besucher der Zweijahres-Ausstellung in Venedig ist das Reiseheft (Libretto di viaggio) mit Abschnitten für vier Reisen. Die Hefte, die bei allen Reisebüros im Ausland zu erhalten sind und kostenlos verteilt werden, enthalten jedes vier Abschnitte für ebensoviel einfache Reisen



in Italien mit einer Ermäßigung von 50 % auf den gewöhnlichen Differenzialtarif. Der erste dieser vier Abschnitte gilt für die Reise von der Grenzstation oder dem Einreisehafen nach Venedig; der zweite für eine Reise aus Venedig nach einer beliebigen anderen Station; der dritte für eine Reise zwischen zwei beliebigen Stationen; der vierte für die Reise von einer beliebigen Station nach einer Grenzstation oder einem Ausreisehafen. Der erste Abschnitt ist vom 20. April bis 15. Okt. gültig, die anderen drei vom 1. Mai bis 31. Okt. 1934. Das Heft muß, für die Gültigkeit der drei Abschnitte, mit dem Stempel der Ausstellung versehen sein.

Deutsche Väterkunde

Eine Einkehr in die Vorzeit

Von Dr. Siegfried Kadner, Berlin

Mit zahlr. Abbildungen. 1934. 152 S. Steif geb. 3.— RM.

Die europäische Urgeschichte von den ersten Schädeln bis zum Auftreten der nordischen Rasse und der ersten Blüte ihrer Kultur zieht vor unserem Auge vorüber. Kadners Buch wendet sich besonders an die Jugend, für die es mit seiner schlichten, lebendigen, auswahlenden Darstellungsweise auch gut geeignet ist. Der Einblick in neue Bücher.

Die Heldenlagen der germanischen Frühzeit

Von Prof. Dr. Friedrich Volters (†) und

Prof. Dr. Carl Petersen, Kiel

3. Aufl. 1925. 339 Seiten. Geb. 4.30 RM., in Lein. 6.— RM.

Eine der alten, geheimen und langverschütteten Quellen ist uns erschlossen in diesem Bande frühgermanischer Heldenlagen, wie sie in solcher Klarheit, Einheit, Kürze und doch so erschöpfender Fülle dem deutschen Volke noch niemals zur Verfügung stand. Akademische Blätter.

Die drei Reiche

Von der Kaiserkrone zum Hakenkreuz

Von Dr. Wilhelm Höper, Altona-Blankenese

1934. 143 Seiten. Steif gebest 2.50 RM.

Ein lebendig und klar geschriebenes Buch für Jugend und für reife Menschen, das in gedrängter Form die ganze 2000-jährige Geschichte unseres Volkes umfaßt. Nur die großen Entwicklungslinien sind herausgehoben und im Sinne des Führers gesehen. N. G. Briefe.

Adolf Hitler, der Erzieher der Deutschen

Von Dr. Wilhelm Höper, Altona-Blankenese

1933. 181 Seiten. Gebest 3.— RM., in Leinen 4.20 RM.

Das Buch ist durch seinen Gegenstand wie durch seine Methode interessant. Es schildert den größten Volkserzieher aller Zeiten und sucht das Geheimnis seiner einzigartig volks-erzieherischen Erfolge zu ergründen. Das Buch, das aus der Feder eines hervorragenden Pädagogen stammt, sollte von jedem Lehrer und Erzieher im Dritten Reich gründlich studiert werden. Prof. Dr. E. Bergmann in „Reclams Universum“.

Das Leben von Gedichten

Von Dr. Robert Boehringer

2. Auflage. 1934. 39 Seiten. Gebest 1.— RM.

Begründet sind diese Ausführungen in der Theorie der Schule Stefan Georges, welche einst in den Blättern für die Kunst niedergelegt war. Hier wird ein gangbarer Weg zur Vertiefung in die Lyrik gezeigt. E. Kart-Ratgeber.

Ferdinand Hirt in Breslau

Die Kunst des Denkens

Eine Erwachsenen-Fibel
von Ernst Dimnet

Übertragen und bearbeitet von E. L. Schweiger.
Zweite Auflage. 5.—9. Tausend. Taschenformat.
306 Seiten. Kartoniert 4 M.; Leinen 4.60 M.

Dieses Buch voll Wahrheit, Geist und Feuer
ist eine kluge Lebensschule zur Erlernung
der Disziplin in Gedanke, Wort und Tat.

Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Soeben erschien:

FACIES DOLOROSA

Das schmerzreiche Antlitz. Von Dr. H. Killian.

4^o. 88 Seiten. Mit 64 Abbild. im Doppelton-
druck. In Ganzleinen gebunden M 19.60

Nicht ohne Erschütterung wird ein dem Geheim-
nis der seelischen Äußerung nachspürender Be-
trachter diese Lichtbilder zur Hand nehmen, die
— nebenbei gesagt — technisch und künstlerisch
von so hoher Qualität sind, daß sie ohne weiteres
den photographischen Meisterwerken der Lendvai-
Dircksen an die Seite gestellt werden können. Daß
Leiden, auch das körperliche, adelt, daß Krankheit
die Menschen seelisch reifer macht, ja, daß Krank-
heit und Geistigkeit in geheimnisvoll enger Wechsel-
beziehung stehen, wird in diesen Bildern in kaum
zu überbietender Eindringlichkeit dargetan.

Blätter für Bücherfreunde

GEORG THIEME / VERLAG / LEIPZIG

Literarische Neuigkeiten (Fortsetzung von Seite 1)

- Fischer, Amtsgerichtsrat. Das Recht des Handelsvertrages (2. Aufl.). 64 Seiten. Geh. RM. 1.
Heerschold Verlag, München.
Fülöp-Müller, René. Führer, Schwärmer und Rebellen (1. Aufl.). 458 Seiten. Geh. RM. 7.80. J. Brudmann A. G., München.
Grabowsky, Adolf und Sante, Wilhelm. Die Grundlagen Saarkampfes (Handbuch zur Volksabstimmung). 394 Seiten. Carl Heymann Verlag, Berlin.
Grumbkow, Waldemar. Gegenwart und Zukunft / Der Mensch und die Welt (Gedichte). 64 Seiten. RM. 2.—. Kulturpolitisch. Verlag, Leipzig.
Haensel, Carl. Der Kampf ums Matterhorn (Roman). 189 Seiten. RM. 2.85. J. Engelhorn Verlag, Stuttgart.
Halm, Georg, Prof. Dr. Der wirtschaftliche Kreislauf und seine Gesetze (Wirtschaftslehre). 75 Seiten. Geh. RM. 0.35, geb. RM. 0.75. Philipp Reclam jun., Verlagsbuchhandlung, Leipzig.
Halm, Georg, Prof. Dr. Hegel heute. 86 Seiten. Kart. RM. 1. Felix Meiner Verlag, Leipzig.
Keller, Karl Joseph. Gesänge an Deutschland (Gedichte). 32 Seiten. Wolfgang Joch Verlag, Dresden-A.
Kietebusch, A., Prof. Dr. Deutsche Vor- und Frühgeschichte. Einzelbildern. 164 Seiten. Geh. RM. 0.70, geb. RM. 1. Philipp Reclam jun., Verlagsbuchhandlung, Leipzig.
Kuchholdt, Paul. Die Gegenstände in der Dichtung der Gegenwart. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.
Kudersboder, H. R. Kommt Krieg in Europa? 178 Seiten. Kart. RM. 3.50. Komohl Verlag, Berlin.
Kolbenheyer, E. G. Gregor und Heinrich (Schauspiel). 81 Seiten. RM. 2.20, geb. RM. 3.50. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.
Kolbenheyer, E. G. Karlsbader Novelle. 77 Seiten. RM. 0.80. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.
Kornemann, Ernst. Staaten, Völker, Männer (Aus der Geschichte des Altertums). 158 Seiten. Geh. RM. 6.—, geb. RM. 7. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.
Kriegel, Otto. Das Ende von Versailles (Die Außenpolitik im Dritten Reich). 153 Seiten. Geh. RM. 3.40. Gerhard Stalling Verlag, Hamburg i. D.
Meyers Reisebücher: Ostpreußen, Danzig, Memelgebiet. 192 Seiten. RM. 3.80. Bibliographisches Institut A. G., Leipzig.
Schulze, Dr. Friedrich. Deutsche Bibeln. 46 Seiten. Kart. RM. 0. Bibliographisches Institut A. G., Leipzig.
Thalheim, Dr. Karl E. Die natürlichen und gesellschaftlichen Grundlagen der Wirtschaft. 79 Seiten. Geh. RM. 0.35, geb. RM. 0.75. Philipp Reclam jun., Leipzig.
Thalheim, Prof. Dr. K. E. Die Weltwirtschaft. 78 Seiten. RM. 0.35, geb. RM. 0.75. Philipp Reclam jun., Leipzig.
Thalheim, Prof. Dr. K. E. Werden und Wehen der modernen Wirtschaft. 79 Seiten. Geh. RM. 0.35, geb. RM. 0.75. Philipp Reclam jun., Leipzig.
Vesper, Will. Kranz des Lebens (Gedichte). 343 Seiten. RM. 5.50. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.
Wagenführer, Prof. Dr. H. Geschichte der wirtschaftlichen Lehren und wirtschaftspolitischen Systeme. 77 Seiten. RM. 0.35, geb. RM. 0.75. Philipp Reclam jun., Leipzig.
Wurm, Ernst. So lange die Erde steht (Roman). 44 Seiten. Geh. RM. 4.50. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Soeben erscheint

Deutscher Gottglaube

von der deutschen Mystik bis zur Gegenwart

Von Universitätsprofessor D. Hermann Mandel

Prof. für systemat. Religionswissenschaft a. d. Univ. Kiel / 160 S. / Preis RM. 4.20

Nicht nur durch seine Kritik der traditionellen Theologie, sondern auch durch die positiven Aufstellungen, Gedankengänge und Anregungen, die der bekannte Führer in der Deutschen Glaubensbewegung, soweit sie im Rahmen der Kirche kämpft, hier darbietet, ist dies Buch dazu berufen, den Durchbruch des neuen Glaubens entscheidend zu fördern.

Das Buch wird für alle der religiösen Wandlung unserer Zeit Aufgeschlossenen, nicht nur für Theologen und Religionslehrer, als die wertvollste quellenkritische Darstellung der Deutschen Glaubensbewegung unentbehrlich sein. Es gibt eine gründliche, geistesgeschichtliche und theologisch durchgearbeitete Darstellung dessen, was „Deutsche Glaubensbewegung“ ist und für die Gegenwart bedeutet. Eine umfassende kritische Übersicht des vorhandenen Schrifttums ist dem Buch angegliedert.

Bezug durch jede Buchhandlung

Alemannen-Verlag, Leipzig und Frankfurt am Main

SOEBEN ERSCHIEN:

Franklin D. Roosevelt

UNSER WEG

**Die Durchführung einer friedlichen Revolution
Die Neugestaltung von Staat und Wirtschaft in U.S.A.**

240 Seiten. Geheftet 3.50, kartoniert 4.—, Leinen 5.— RM.

Es ist das erstmal in der Geschichte, daß der regierende Präsident eines Staates während der Ausübung seines Amtes ein Buch über seine Regierungstätigkeit schreibt.

Es ist das erstmal, daß ein solches Buch auch für die ganze übrige Welt das denkbar größte, dramatisch erregende Interesse hat. Vom ersten bis zum letzten Satz spiegelt der äußerst lebendige Bericht die Intensität der einjährigen Bemühungen wider, die nationalen und internationalen Verhältnisse neu zu gestalten.

Eine Aufklärung über die wirtschaftlichen, industriellen und sozialen Vorgänge und Aussichten in Amerika ist im gegenwärtigen Moment von ungemein großer Bedeutung. Für alle, die an den Weltereignissen interessiert sind, ist es lebenswichtig, zu wissen, was sich in U.S.A. ereignet, und sich ein Urteil darüber zu bilden.

„Unser Weg“ ist in jener wirkungsvollen Art geschrieben, die Präsident Roosevelts Rundfunkansprachen so berühmt gemacht haben. Und er hat diesen Bericht aus demselben Grunde geschrieben, aus dem er die Rundfunkvorträge gehalten hat, — nämlich, um das Volk wissen zu lassen, was eigentlich vorgeht. Schrittweise verzeichnet das Buch die revolutionär anmutenden Maßnahmen, um das Bank- und Kreditwesen wieder lebensfähig zu machen, um die gesamte Industrie fast gildenmäßig zu organisieren (National Industrial Recovery Act), um die Landwirtschaft zu entschulden und in der Richtung einer berufsständischen Ordnung neu aufzubauen, um die Hand- und Kopfarbeit vor Ausbeutung zu schützen, um die Ausbeutung der Naturmonopole zu verhindern usw., und begleitet jede Maßnahme mit einem jedermann verständlichen Kommentar.

S. FISCHER VERLAG • BERLIN

Wir verlängern die Subskriptionsfrist!

Die Deutsche Volkskunde

Unter Mitwirkung von zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von

Professor Dr. Adolf Spamer

2 Bände (1 Textband und 1 Bilderatlas zur Deutschen Volkskunde)

**wird im Herbst d. J. vollständig. Bis dahin
gilt der ermäßigte Subskriptionspreis**

In Ganzleinen 30 RM. (später 35 RM.), in Halbleder 40 RM. (später 45 RM.)

Inhalt:

Wesen der Volkskunde von Prof. Dr. Adolf Spamer.

Geschichte der Volkskunde von Dr. Georg Fischer.

Volkskunde und Völkerkunde von Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Volkskunde und Siedlungsgeschichte von Prof. Dr. Adolf Hölzel.

Volks Glaube v. Prof. Dr. Friedr. Pfister.

Sitte und Brauch von Prof. Dr. Luz Madensen.

Volksmedizin von Prof. Dr. Heinrich Marzell.

Volksprache von Prof. Dr. Friedrich Maurer.

Volksfage von Prof. Dr. Friedrich von der Leyen.

Erzählgut:

a) Grundformen volkstümlichen Erzählgutes von Dr. h. c. Albert Wesselski.

b) Märchen v. Prof. Dr. Friedr. Ranke.

c) Rätsel, Volkshumor und Volkspott von Geh.=Rat Prof. Dr. Friedrich Panzer.

Volkslied von Dr. Johannes Koepp.

Volksmusik von Erwin Gniza.

Volktanz und Spiel von Wilhelm Hansen.

Volkschauspiel von Dr. Hans Moser.

Volkslesestoff von Dr. Otto Goerner.

Volkskunst:

a) Einführung und Überblick von Prof. Dr. Konrad Hahn.

b) Vorgeschichtliche Wurzel der Volkskunst von Geh.=Rat Prof. Dr. Carl Schuchhardt.

c) Holz von Dr. Joseph Maria Ritz.

d) Erden von Dr. Oswald A. Erich.

e) Volkstextilien von Dr. Wolfgang Schuchhardt.

f) Metalle von Dr. Walter Bernt.

Haus u. Hausrat v. Dr. Bruno Schler.

Tracht von Prof. Dr. Victor v. Geramb.

Volkskunde und Recht von Prof. Dr. Eberhard Freyherr von Künßberg.

Volkskunde und Erziehung von Prof. Dr. Herbert Freudenthal.

Volkskunde und Religion von Prof. Dr. Georg Koch.

Der deutsche Volksscharakter von Prof. Dr. Martin Wähler.

Zukunft der Volkskunde von Prof. Dr. Hans Naumann und Dr. May Ittenbach.

Volkskundliche Literatur und Organisation im In- und Ausland von Dipl.-Ing. Herbert Bellmann.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen

**HERBERT STUBENRAUCH AG. / BERLIN
UND BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. / LEIPZIG**